Kaiser's Geburtstag.

Ein Prolog.

Laßt Festtag sein! Aus diesen engen Wänden
Fern in die freie Weite lenkt den Blick!
Mit all' den Wünschen, die wir heimwärts senden,
Fliegt auch der Geist zum Vaterland zurück.
Da steht das Kaiserschloß, von Licht umflossen,
Die Hohenzollernfahne weht vom Dach,
Grad wie im Frieden, wird Salut geschossen
Und ruft ein hundertstimmig Echo wach,
Und durch das Land mit jauchzendem Frohlocken
Wie Friedensläuten gehn die Festesglocken.

Rings um das Friedensbild der Eisenrahmen!
Das Heer, im blut'gen Boden festgekrallt.
Und grüßend, jubelnd klingt der Kaisernamen
Hindurch vom Seestrand bis zum Wasgenwald,
Vom balt'schen Haff und von den Pripjetmooren
Bis hin, wo die Karpathenwand sich dehnt,
Bis an die Donau, wo vor Galatz' Toren
Der schwere Mörser einlaßheischend dröhnt.
Ein Gruß von Siegesstolz und Mannestreue
Klingt alter Sang dem Kriegesherrn aufs neue:
Heil dir im Siegerkranz!
Herrscher des Vaterlands,
Heil Kaiser dir!
Fühl in des Thrones Glanz
die hohe Wonne ganz

Liebling des Volks zu sein,
Heil Kaiser, dir!

Und er, dem all' das gilt, was mag er fühlen
Am heut'gen Tag beim Grüße seiner Treuen?
Ein Lächeln mag um seine Züge spielen:
„Ich kenne nur noch Deutsche, nicht Parteien."
Mir ward die Gnad': Zur Zukunft darf ich leiten
Das stärkste Volk auf diesem Erdenball.
Anrollen mag das grimme Rad der Zeiten,
Fest hält die deutsche Mauer überall,
Und fester noch, aufs deutsche Herz gegründet,
Hält jenes Band, das Volk und Fürst verbindet:
Nicht Roß und Reisige
Schützen die steile Höh',
Wo Fürsten stehn.
Liebe des Vaterlands,
Liebe des freien Manns,
Schützen den Herrscherthron
Wie Fels im Meer.

Heil! Herrscher, dir! Heil uns!! Wir sehen ragen
In stolzer Kraft die deutsche Kaisermacht
Ins ew'ge Blau. Was will's dagegen sagen,
Daß uns das Schicksal kümmerlich bedacht!
Und wenn uns heute enge Fesseln schnüren,
Der Tag kommt auch, der wieder löst das Band.
Er wird uns wieder in die Heimat führen
Zum neuen Dienst fürs alte Vaterland,
Zu stillem Kärrnerwerk fürs Heil'ge Ganze,

Das aus dem Blutbad steigt in neuem Glanze.
Handlung und Wissenschaft
Hebt dann mit Mut und Kraft
Ihr Haupt empor.
Krieger- und Heldentat
Finden ihr Lorbeerblatt
Treu aufgehoben dort
An deinem Thron.

S.

Über unsere Tätigkeit in der Kriegsgefangenschaft.

(Vortrag, gehalten am 7. Januar im Lager Yamagoe)

Die Jahreswende ist einer der geeignetsten und beliebtesten Zeitpunkte, nicht nur um sich über sein bisheriges Leben Rechenschaft abzulegen, sondern auch um gute Vorsätze für die Zukunft zu fassen. Es gibt bekanntlich 2 Arten von Vorsätzen, solche negativer Art, bei denen man sich vornimmt, etwas zu lassen, und solche positiver, bei denen man sich etwas zu tun vornimmt. Über die ersteren Art von Vorsätzen brauchen wir uns nicht weiter zu unterhalten; was wir alles lassen sollen, darüber wird von unseren Gefangenenwärtern schon mehr als genug bestimmt. Davon abgesehen, entspricht aber auch die andere Art von Vorsätzen, bei denen es sich um eine Tätigkeit handelt, weit mehr dem deutschen Charakter. So mag denn gerade die Jahreswende mit Rücksicht auf die bei dieser Gelegenheit zu fassenden guten Vorsätze eine günstige Gelegenheit sein, einmal in der Öffentlichkeit von dem Problem zu sprechen, das wohl jedem Einsichtigen als

das wichtigste und schwierigste des Gefangenenlebens überhaupt erscheint, als das bedeutsamste nächst dem Essen und Trinken, nämlich von dem Problem unserer „Arbeit und Tätigkeit während der Kriegsgefangenschaft."

Die Frage, die dies Problem stellt, läßt sich etwa folgendermaßen formulieren:

„Wie verwendet man die schwer sich unendlich dehnende Zeit nutzbringend für sein späteres Leben? Was soll man anfangen und tun, um sich nicht später einmal bittere Vorwürfe darüber machen zu müssen, kostbare, unwiederbringliche Lebensjahre verschwendet, ja geradezu weggeworfen zu haben; und sind überhaupt die Möglichkeiten gegeben, sich auch in der Kriegsgefangenschaft in irgend einer Weise für seinen Beruf, für seine spätere Tätigkeit vorzubereiten und zu rüsten?"

Das Problem ist in seiner vollen Schärfe neu, die lange Dauer des Krieges hat es erst richtig ins Rollen gebracht. Seine Bedeutsamkeit beruht vor allem darauf, daß es weit über die Tage der Gefangenschaft hinaus in unser späteres Leben hinübergreift, das es in guter oder schlechter Weise beeinflussen kann.

Über die Lösung des Problems besteht eigentlich kein Zweifel, kann bei einem so tätigen Volke, wie wir Deutsche es sind, gar kein Zweifel bestehen. In der Fragestellung liegt eigentlich auch schon die Antwort. Jeder von uns fühlt, daß in den besonderen Verhältnissen des Kriegsgefangenendaseins ein schleichendes Gift, eine Art Betäubungsmittel verborgen ist, dem <u>unter allen Umständen</u> getrotzt werden muß, wenn nicht die unheimlichsten Zerstörungen an unseren geistigen und körperlichen Fähigkeiten aufkommen sollen;

jeder fühlt, daß es nicht lediglich darauf ankommen darf, das Gespenst der Langeweile von sich fern zu halten, sondern vor allem darauf, positive nutzbringende Werte zu schaffen und auch aus dieser Zeit Kapital zu schlagen. Jeder weiß aber auch, daß das Allheilmittel gegen all' diese widrigen Verhältnisse <u>Tätigkeit</u> und nochmals Tätigkeit heißt oder, um mit dem berühmten englischen Philosophen und Geschichtschreiber Carlyle zu sprechen: „Arbeiten und nicht verzweifeln!" Schiller hat den gleichen Gedanken einmal sehr schön ausgedrückt, wenn er sagt: „Wir würden uns schämen, uns nachsagen zu lassen, daß uns die Dinge formten und nicht wir die Dinge."

So ist die Lösung des Problems freilich einfach im Großen, aber desto verwickelter im Einzelnen.

An diesem Ergebnis kann auch jene kleine Minderheit nichts ändern, die in einer beinahe rührend anmutenden Hingabe an die sogen. „Macht der Verhältnisse" immer wieder die Folgen der Freiheitsberaubung und des engen Zusammenlebens als Entschuldigung für jahrelanges Nichtstun ins Treffen führt. Man dürfte vielleicht dieser öfters wiederkehrenden Begründung eine gewissenhafte Prüfung nicht versagen, wenn – ja, wenn der Gegenbeweis für den durchschnittlich Veranlagten, — und von dem allein spreche ich – nicht täglich erbracht würde. Überempfindliche und Ausnahmenaturen finden in allen Lebenslagen Entschuldigungsgründe, mögen sie nun frei oder gefangen sein. Darum sind es auch nur ganz wenige, die so oder ähnlich denken, und deren Gewissen so leicht zu beruhigen ist.

Die Masse jedenfalls hat bewußt oder unbewußt die richtige Lösung im Großen gefunden. Ob sie nun genau im Einzelnen das für sie richtige gefunden haben, das

ist zunächst Nebensache; Hauptsache ist und bleibt, daß sie eine Antwort und damit eben nichts anderes als eine Tätigkeit gefunden haben. Dadurch allein schon läßt sich von ihnen sagen, daß für sie die Zeit der Gefangenschaft auf keinen Fall gänzlich verloren ist, denn sie haben ihrem unheimlichsten Gespenst, der Ermattung und Energielosigkeit getrotzt. Wenn man sich der Bedeutung der Willenskraft als dem entscheidenden Faktor für die Gestaltung unseres ganzen Lebens bewußt ist und andererseits der systematischen Untergrabung eben dieser Willenskraft durch unser jetziges Dasein, dann liegt der ungeheure Nutzen, den der selbst auferlegte Zwang zu einer bestimmten Tätigkeit auf die Erhaltung der Willenskraft ausüben muß, auf der Hand.

Wenn es auch, je länger die Gefangenschaft dauert, desto schwieriger wird, ihren zermürbenden Einflüssen gegenüber auf der ganzen Linie Sieger zu bleiben, so ist doch gewiß, daß der Tätige sich einen bestimmten Kern von Pflichtbewußtsein und Willenskraft erhält, mit dem gewappnet er frischer und mutiger in die Friedensarbeit hinaustritt, als derjenige, der sich mehrere Jahre seines Lebens hindurch nur ausgeruht hat. Es ist ein recht gefährlicher Trugschluß, wenn manche meinen, ein solch jahrelanges Ausspannen habe gerade den Vorteil, daß Körper und Geist sich später mit doppelter Frische wieder auf die Arbeit stürzen können. Mir scheint vielmehr die natürliche Folge zu sein, daß die menschliche Arbeitsmaschine bei so langem Stillstehen Rost ansetzt und nur schwer wieder in den früheren frischen Gang zu bringen sein wird. Und während wir einerseits, solange uns keine sicheren Erfahrungen über die voraussicht-

lichen Nachwirkungen der langen Gefangenschaft zur Verfügung stehen, wohl berechtigt sind, zu hoffen, daß sich bei all denen, deren Maschine stets, wenn auch mit halber Kraft, in Gang geblieben war, der frühere Puls der Arbeit langsam aber sicher wieder einstellen wird, steht andererseits zu befürchten, daß sich bei jener – glücklicherweise geringen – Minderheit, die sich zu keiner ernsthaften und geregelten Tätigkeit aufraffen kann, unter Umständen ernste, ja vielleicht sogar dauernde Schädigungen für ihr späteres Leben ergeben können.

Von der nun gewonnenen prinzipiellen Erkenntnis aus, daß Tätigkeit das A und das O für uns Kriegsgefangene bedeutet, führt nur ein kleiner, ganz selbstverständlicher Schritt zur Erweiterung und Vertiefung der eingangs gestellten Fragen. Nun gilt es zu prüfen:

„Wie soll denn diese unsere Tätigkeit aussehen? Soll sie in erster Linie körperlich oder geistig sein? Welche Gebiete sind hier erreichbar? Und lassen sich für das eine oder andere Gebiet bestimmte Richtlinien aufstellen?“

Auf den ersten Blick sehen wir zunächst ein recht großes Durcheinander von Tätigkeiten und Beschäftigungen. Je nach Alter, Beruf, Anlage und Fähigkeiten sind die Mittel und Wege, die eingeschlagen werden um über die lange Zeit mit Nutzen hinwegzukommen, recht mannigfach. Wir sehen aber auch gleichzeitig, – und dadurch wird das Problem erst schwierig – daß es den meisten von uns nicht möglich ist, in ihrem gewohnten Beruf hier weiterhin tätig zu sein, und daß alle diese Brotlosen auf andere Arbeitsgebiete gedrängt werden.

Um da also klar zu sehen, und Übersicht zu gewinnen, müssen wir das scheinbare Durcheinander zu entwirren suchen und nachher auf die Verhältnisse, so wie sie sind, eingehen.

Zwei Haupttätigkeitsgebiete lassen sich unterscheiden, die wir von Anfang an scharf auseinanderhalten wollen, nämlich die Gebiete der körperlichen und geistigen Arbeit.

Wenn wir uns zunächst dem Gebiete der körperlichen Betätigung zuwenden, sehen wir uns leider überall von engen und hindernden Schranken umgeben, die die freie Tätigkeit hemmen. Das ist um so schlimmer, als die meisten von uns vor dem Kriege gerade einen praktischen Beruf betrieben, sei es als Handwerker, Kaufleute, Berufssoldaten usw. Die alle sind aus ihrer gewohnten Tätigkeit herausgerissen. In dieser Richtung läßt sich also kein positiver Nutzen von der Gefangenschaft erwarten. Der Weg ist und bleibt ungangbar. Das Einzige, was wir in körperlicher Beziehung hier tun können und unter allen Umständen tun müssen, ist, unser ganzes Bemühen darauf zu richten, daß wir uns Gesundheit und körperliche Spannkraft zu erhalten suchen. Dieses Bemühen steht keineswegs im freien Belieben jedes Einzelnen, sondern ist eine vaterländische Pflicht allerersten Bedeutung, ein Teil unserer Wehrpflicht im weiteren Sinne, die von uns verlangt, daß wir nach Friedensschluß imstande sind, unsere Kräfte möglichst frisch und unverbraucht wieder in den Dienst des Vaterlandes zu stellen. Arbeit und Leistung ist ja nur von gesunden Menschen zu erwarten.

Da die Japaner außer ihren üblichen nichtssagenden Reden nichts für unsere Gesundheit tun, als daß sie uns die frische Luft zur Verfügung stellen, müssen wir alles Übrige eben selbst dazu tun. Trotzdem es jeder weiß, kann

kann nicht oft genug betont und wiederholt werden, daß uns glücklicherweise im Turnen ein ausgezeichnetes Mittel zur Verfügung steht, den Körper frisch und elastisch zu erhalten. Ein Mittel, von dem jeder, aber auch jeder Gebrauch machen soll und kann. Versäumnisse lassen sich hier nur schwer nachholen.

Förderlich für die Gesundheit ist es ferner, wenn man seinem Körper möglichst wenig Gifte zuführt, die bei unserer geringen Bewegungsmöglichkeit besonders schädlich wirken müssen. Was aber von vielen auf der einen Seite durch geringen Alkoholverbrauch hier gut gemacht wird, wird auf der anderen Seite durch übermäßiges Zigarettenrauchen wieder reichlich gesündigt.

Im Allgemeinen ist hier wenig mehr zu sagen, jeder weiß, was zu tun ist. Ich möchte aber mit Rücksicht auf die Vorfälle im letzten Sommer dieses Kapitel nicht verlassen, ohne nochmals ernstlich auf die schweren nicht selten lebenslänglichen Schädigungen derartiger Krankheiten hingewiesen zu haben. Deutschland braucht nach dem Kriege Kinder, Kinder und nochmals Kinder. Gesunde Kinder aber kommen nur von gesunden Eltern. Die Frage der unverminderten Bevölkerungszunahme ist eine der allerwichtigsten für Deutschlands Zukunft. Wir wissen vielleicht, daß vor dem Kriege die Kurve des Geburtenüberschusses sich bereits in bedenklicher Weise auch bei uns in absteigender Richtung bewegt hat. Ein gesundes Volk muß aber wachsende Geburtenüberschüsse haben. Wenn Deutschland an Bevölkerung nicht zunimmt, dann wird es allein schon von den 170 Millionen Russen, die sich mit kaninchenartiger Geschwindigkeit vermehren, erdrückt.

All' dies kann ich hier nur streifen. Soviel ist klar: Auf körperlichem Gebiete sehen wir eine starke Beschränkung der Berufstätigkeit, daneben aber den Zwang, das Ziel körperlicher Tüchtigkeit nie aus den Augen zu verlieren.

Etwas verwickelter, aber auch erfreulicher wird unsere Untersuchung, wenn wir uns nun dem anderen Hauptarbeitsgebiet, dem der geistigen Tätigkeit zuwenden. Es ist das Arbeitsgebiet, das sich in unseren Verhältnissen jedem, der eine Tätigkeit sucht, gewissermaßen von selbst anbietet. Ich glaube, daß wenn man in späteren Jahren einmal Kameraden, die in aller Herren Länder in Kriegsgefangenschaft gewesen waren, nach dem charakteristischen Merkmal ihrer Gefangenschaft fragen wird, die Antwort lautet: „Die Schulbank." Nie mehr im späteren Leben wird sich für viele unter uns so günstige Gelegenheit bieten, früher Gelerntes wieder aufzufrischen und Lücken der Bildung und des Wissens auszufüllen. In diesem Gebiet drängen sich nun aber auch alle diejenigen zusammen, die aus ihren früheren praktischen Berufen vertrieben, sich nach neuer Tätigkeit umsehen und zwar natürlich nach einer Tätigkeit, die auch für ihren praktischen Beruf von Nutzen ist.

Gerade sie, die bisher mit Hammer und Meißel gearbeitet haben, hört man immer klagen: „Was soll mir die Kriegsgefangenschaft für Nutzen abwerfen? Da es mir in meinem Berufe nicht möglich ist, mich hier zu vervollkommnen, sind im Gegenteil die Jahre der Gefangenschaft für mich völlig verloren!"

Zur Widerlegung dieses Einwandes bedarf es nur der Untersuchung, ob sich nicht trotz aller Verschiedenheit der Lebensziele, der Berufe, der Anlagen und Fähigkeiten für

jeden ohne Unterschied auf geistigem Gebiete Möglichkeiten ergeben, die Zeit der Gefangenschaft unter Ausnutzung der hier zu Gebote stehenden Hilfsmittel in ein reiche Früchte tragendes Kapital umzuwandeln.

Muß denn überhaupt jede Tätigkeit, um für uns von Nutzen zu sein, gerade nur unmittelbare Berufsarbeit sein? Wenn es gelingt, nachzuweisen, daß dies nicht notwendig der Fall zu sein braucht, dann haben wir unserem Tätigkeitsdrang ein ungeheures Arbeitsfeld eröffnet, auf dem es nur not tut, sich nicht zu verlieren, sondern vor allem diejenigen Wege aufzufinden, die für die Masse der verschiedenen Berufe, auch für alle praktischen, von gemeinsamer besonderer Bedeutung und von Nutzen für die Zukunft sind.

„Das kann ich nicht brauchen" ist die ständig wiederkehrende Äußerung jener begrenzten Leute, die nicht weiter als bis zur nächsten Ecke sehen können, mit der sie alles ablehnen, was sich nicht in unmittelbarste Verbindung mit ihrer Berufstätigkeit bringen läßt. Aber die Leute, die so sprechen, irren. Sie vergessen, daß jedes Lernen, jede geistige Beschäftigung auf irgend eine, wenn auch vielleicht nicht immer sofort erkennbare Weise fördert. Sie belohnt sich stets, wenn sie auch nicht immer gleich in bare Münze umzusetzen ist. Es wird keiner im Ernst glauben wollen, daß ein Handwerker z. B., der es im Leben vorwärts bringen will, gerade nur tüchtig tischlern oder schlossern zu können braucht. Er wird vielmehr um so tüchtiger in seinem Berufe sein, je besser seine Schulbildung und seine Kenntnisse auf anderen Gebieten sind. Gerade die heutige Zeit verlangt von einem Manne, der seinen Platz im Staate aus-

füllen will, mehr als nur beschränkte Berufskenntnisse; sie verlangt auch besondere staatsbürgerliche Kenntnisse. Nicht immer ist gerade das Nächstliegende das Beste; ein scheinbarer Umweg führt oft rascher zum Ziel. Genau so ein scheinbarer Umweg ist auch die geistige Tätigkeit für alle diejenigen, die bisher praktisch tätig gewesen sind. Richtig muß also die obenangeführte Äußerung nicht heißen „dies oder jenes kann ich nicht brauchen" sondern „alles kann ich brauchen!"

Nun haben wir schon ein festes Fundament unter den Füßen, auf dem sich weiter bauen läßt. Ich will kurz wiederholen, was wir bis jetzt festgestellt haben:

1.) Tätigkeit muß sein.

2.) Die körperliche praktische Arbeit scheidet so gut wie ganz aus. Hier ist kein Nutzen, sondern höchstens Erhaltung des Bestehenden zu erhoffen.

3.) Geistige Tätigkeit ist in unseren Verhältnissen das Gegebene und ist für jeden ein brauchbares und nutzbringendes Arbeitsfeld.

Sie würden mich aber ganz falsch verstehen, wenn Sie nun meinten, man solle sich nun ohne Ziel und Wahl auf irgend ein Gebiet stürzen, nur mit dem unklaren und verschwommenen Gedanken, daß es einem später schon einmal nützen werde. Dazu ist die Zeit auch hier viel zu kostbar. Auch würde eine solche Tätigkeit, der ein Ziel und eine Idee fehlt, sehr bald zur wertlosen Spielerei herabsinken. Schließlich ist es aber auch gar nicht nötig, denn es gibt Wissensgebiete, weil sie die Grundlage jeder Bildung sind, für jeden von praktischem Nutzen und – was für uns besonders wichtig ist, – auch hier für jeden

zu erreichen sind.

Die Gebiete, die ich vor allem meine, sind in der Hauptsache dieselben, die schon die Schule vermittelt, nämlich Deutsch, Geschichte, Erdkunde, wozu noch als jüngstes, auf der Schule noch stiefmütterlich behandeltes Gebiet, Staatsbürgerkunde kommt. Daß diese Gegenstände Inhalt der Schulbildung sind, scheint mir zugleich der beste Beweis ihrer Bedeutung für die allgemeine Bildung.

Wenn ich trotzdem im Folgenden die einzelnen Fächer ganz kurz ihrer Bedeutung nach zu würdigen versuche, geschieht dies deshalb, weil in der Regel je naheliegender und selbstverständlicher eine Fach ist, desto weniger sein praktischer Wert eingesehen wird.

Nicht ohne Absicht stelle ich mich an die Spitze der nachfolgenden Betrachtungen die Beschäftigung mit unserer Muttersprache, deshalb hauptsächlich, weil ein Blick auf unsere Unterrichtsstatistik zeigt, daß der Löwenanteil der geleisteten geistigen Arbeit nicht ihr, sondern dem Studium fremder Sprachen zugute kommt. „Deutsch kann man ja," so denkt wohl mancher, „wozu das noch lernen? Aber die Kenntnis einer fremden Sprache bringt mich im Leben vorwärts, schafft mir einen größeren und höhergestellten Wirkungskreis." Das ist gewiß zum Teil richtig. Wer ein bestimmtes praktisches Ziel mit der Erlernung einer fremden Sprache verbindet, der soll sie auch ruhig lernen. Er tut aber aber gut daran sich zum mindesten nebenher einmal gründlich mit unserer Muttersprache zu beschäftigen. Der Nutzen des Erlernens fremder Sprachen scheint mir weit überschätzt zu werden, gegenüber dem gar nicht hoch genug anzuschlagenden Bildungswerte, den

man sich durch die Vervollkommnung im Deutschen aneignet. Das erstere bleibt doch mehr oder weniger ein mechanisches Eintrichtern von so und soviel Wörtern und Redewendungen, ja, ich glaube, daß man eine fremde Sprache stets nur in demselben Verhältnis lernen kann, wie man das Deutsche beherrscht; weiß man das Deutsche nur mangelhaft zu gebrauchen, so bleibt man auch im Englischen zeitlebens ein Stümper.

Wieviel wertvoller und nützlicher, aber auch schwieriger und geistig anstrengender ist dagegen die Beschäftigung mit unserer Muttersprache. Was an rein mechanischer, zeitraubender Lerntätigkeit von vornherein wegfällt, wird gewonnen an Denkarbeit. Mancher von Ihnen hat die Probe schon gemacht und erfahren, wieviel schwieriger es ist, einen klaren flüssigen deutschen Aufsatz zu schreiben, als eine lange Reihe von englischen Vokabeln auswendig zu lernen. Sie wissen alle, daß es schon gar nicht so leicht ist, eine kurze, aber gute militärische Meldung zu verfassen, aus der der Empfänger ein wirklich klares Bild darüber, was gemeldet wird, erhält. Wer aber diese Schwierigkeiten und die damit verbundene eigene Denkarbeit nicht scheut, dem winkt auch ein wirklich erstrebenswertes Ziel. Gebildet im eigentlichen Sinne des Wortes ist man nicht bloß deshalb, weil man zufällig das „Einjährige" gemacht, oder ein Gymnasium absolviert hat, der aber kann entschieden Anspruch auf Bildung machen, der seine Muttersprache beherrscht, sich frei und leicht in Wort und Schrift in ihr auszudrücken versteht, und die Meisterwerke unserer deutschen Dichter und Erzähler kennt. Niemand wird, um mit Bismarck zu sprechen, jeden Kell-

ner deshalb schon für gebildet halten wollen, bloß weil er flüssig englisch und französisch sprechen kann.

Ich möchte an einem höheren Gesichtspunkt hier nicht vorbeigehen. Wer einmal seine Muttersprache und ihre Schätze kennen und lieben gelernt hat, der hängt auch zäh an ihr fest, und das hat bei der ungeheuren Bedeutung der Sprache – ein Kapitel für sich – wiederum zur Folge, daß er, wohin auch immer das Geschick ihn verschlägt, deutsch bleibt; dem passiert es nicht, wie so vielen gewissenlosen Landsleuten, daß ihre Kinder schon kein Wort deutsch mehr verstehen, sondern er erhält sich sein Deutschtum im Ausland so, wie es die Siebenbürger Sachsen seit Jahrhunderten tun.

Durch welche Mittel ist uns nun die Vervollkommnung im Deutschen hier möglich? Nächst Unterricht vor allem durch diejenige Tätigkeit, die von den meisten freilich nicht als Tätigkeit, sondern als bloßer Zeitvertreib angesehen wird, durch das Lesen. Freilich nicht durch das Lesen von jedem beliebigen Buche, sondern von guten Büchern. Es ist eine der wohltätigsten Begleiterscheinungen des Krieges, daß durch Schützengrabenbibliotheken, Reichsbuchwochen und ähnlichen Einrichtungen unzähligen Deutschen im Felde, ebenso wie hier in der Gefangenschaft Gelegenheit geboten wird, unsere herrliche deutsche Literatur kennen zu lernen. Das ist zugleich der beste Kampf gegen die Schundliteratur, indem jeder dadurch, daß er seinen Geschmack an guten Büchern bildet, diese gräßlichen 10 Pfennig- und Detektivromane zu verabscheuen lernt. Wenn es beim Essen eine große Unsitte ist, heikel und wählerisch zu sein, so kann man umgekehrt beim

Lesen gar nicht wählerisch genug sein. Bei jedem Buch, das man liest, soll man das Gefühl der Bereicherung, des Nutzens in dieser oder jener Richtung haben. Dazu ist freilich nötig, daß man gute Bücher nicht verschlingt, sondern wirklich „liest", d. h. in sich geistig aufnimmt und verarbeitet. Dann wird Lesen auch zu mehr als bloßem Zeitvertreib, wird es zu ernsthafter Tätigkeit, dann wird man auch durch die Früchte der Lektüre spielend seine Sprachgewandtheit vergrößern.

Kaum minder wichtig als die Pflege der Muttersprache ist für die Bildung die Aneignung von Kenntnissen auf dem Gebiete der Geschichte. Selten wird eine Sache so merkwürdig verkannt und mißachtet. Man scheint immer vollauf genug zu tun, wenn man sich der Gegenwart widmet und sieht den Wert nicht ein, den die Beschäftigung mit der Vergangenheit haben soll. Ich will auch hier nicht näher ausführen, daß wahre Vaterlandsliebe, der Glaube an unser Volk von innen heraus hohl und leer ist, nichts weiter als eine schön klingende Phrase, wenn sie nicht gegründet sind auf die Kenntnis der vaterländischen Geschichte. Ich will ganz absehen von der patriotischen Ehrenpflicht, die wir den Taten derer schulden, die das Reich geschaffen haben und deren Erbe wir erben. Ich will auch nicht davon sprechen, daß man sich gerade in trüben Zeiten an den großen Männern unserer deutschen Geschichte, an Friedrich dem Großen, Gneisenau, Nettelbeck, Bismarck und unzähligen anderen wahrhaft erbauen und aufrichten kann, sondern ich will nur zeigen, welch' hohen praktischen Wert für jeden die Beschäftigung mit der Geschichte hat. Um es kurz zu sagen: Ein Verständnis der Gegenwart ohne Kenntnis der Vergangenheit ist einfach unmöglich. Denn die Gegenwart

ist ja nur das letzte Glied einer langen Entwicklungskette. Die Zeitereignisse sind ohne Kenntnis ihrer geschichtlichen Grundlagen, aus denen sie erwachsen und mit denen sie aufs engste verknüpft sind, wie ein Körper ohne Geist. So ist auch der ganze Krieg, seine Entstehung, unsere Ziele und die unserer Gegner, ohne Kenntnis der Entwicklung, die ihn herbeigeführt hat, gar nicht zu verstehen. Wer nicht weiß, was sich seit 1870 alles ereignet hat, der steht dem grimmigen Haß Englands, dem treibenden Element in diesem Kriege, verständnislos gegenüber. Die bloße Tatsache der Wiederaufrichtung des Königreichs Polen sagt noch gar nichts; historisch erfaßt wird es zu einem recht bedeutenden Ereignis. Jeder weiß, daß Elsaß-Lothringen eine deutsche Provinzen sind, von denen die Franzosen auch nicht einen Fußbreit bekommen dürfen. Wenige aber wußten vor dem Kriege und auch jetzt noch, daß die drei Ostseeprovinzen deutsches Kolonisationsgebiet sind, Jahrhunderte lang deutsch waren und auch heute noch zum großen Teil deutsch sind. Die Geschichte ist die Idee, die hinter der Politik steht, die ganze Politik ist, wie Treitschke sagt, nichts anderes als angewandte Geschichte. Darum ist es auch so lächerlich, wenn Leute, die von Gott und der Welt nichts gelernt haben, nur deshalb, weil sie gelegentlich einmal eine Zeitung in die Hand nehmen, am Biertisch über die Handlungen der Staatsmänner zu Gericht sitzen zu können glauben.

Es ist schon oft darauf hingewiesen worden, wie nahe uns durch den über die ganze Welt hin wirkenden Krieg die Erdkunde gerückt ist. Keiner wird den offenbaren Gewinn verkennen, der allein aus dem Verfolgen

der täglichen Kriegsereignisse auf der Karte erwächst. Indem man sich mit den geographischen und wirtschaftlichen Bedingungen aller kriegführenden Länder beschäftigt, lernt man spielend eine Fülle von Dingen, die für unsere allgemeine Bildung von reichlichem Nutzen sind. Wie vorhin die Politik nicht ohne Geschichte, so ist sie auch ohne Erdkunde, insbesondere Wirtschaftsgeographie, nicht zu verstehen. Auf welch anderen als rein geographischen Bedingungen beruht denn die ungeheure Bedeutung des Suezkanals, mit dessen Eroberung, wie Rohrbach sagt, der Bau der englischen Weltherrschaft erzittert. Wie ganz anders stellt sich unser Bündnis mit der Türkei dar, wenn wir erfahren, daß im Taurus und Antitaurus gewaltige Vorräte an Kupfer und Erzen liegen, daß sich durch Assyrien und das untere Stromland Petroleumvorkommen hinziehen, die vielleicht reicher sind, als alle anderen bekannten Quellen, daß bei Tarsus und Aleppo durch Bändigung und Verteilung der Flüsse Millionen von Zentnern Baumwolle jährlich für Deutschlands Industrie zu gewinnen sind. Das sind aber gerade die Erzeugnisse, die wir in Deutschland notwendig brauchen. Wie in der Geschichte, kommt es auch hier nicht darauf an, tote Zahlen und Namen zu wissen, sondern darauf, daß man mit den Ländern, die für den Welthandel und Verkehr von Bedeutung sind, einen bestimmten Begriff verbindet, daß man weiß, was sie für uns durch ihre Lage, ihre Häfen, ihre Bodenschätze bedeuten. Daß nebenher die Kenntnis unseres ganzen Vaterlandes über die engen Grenzen des Heimatkreises, des Bundesstaates hinaus nicht vergessen werden darf, ist selbstverständlich. Und doch ist auch dies wieder eine segensreiche Begleiterscheinung des Krie-

ges, daß wir uns in Deutschland etwas besser auskennen gelernt haben.

Die praktische Anwendung dieser drei Wissensgebiete liegt im letzten Fach, das ich besprechen will, in der Staatsbürgerkunde. Erst in den letzten Jahren hat sich die Erkenntnis verbreitet, daß jeder Bürger sich am Leben des Staates aktiv beteiligen muß, indem er z. B. sein Recht als Wähler ausübt. Diesem Recht entspricht aber andererseits die Pflicht, sich mit dem Wesen des Staates, seiner Verfassung, seinen Einrichtungen, seiner Politik nach innen und außen, dem Handel und Verkehr einigermaßen vertraut zu machen, und das nennt man Staatsbürgerkunde, oder wie das Wort schon sagt, die Kunde von all dem, was ein Bürger wissen muß. Bis Sie nach Hause gekommen sind, und den Rock des Kaisers wieder mit dem schlichten Zivil vertauscht haben, werden Sie alle im reichstagswahlpflichtigen Alter stehen. Wenn man sich also nicht selbst zum sogen. Stimmvieh erniedrigen will, dann muß man über die Fragen, die unser Staatsleben heute bewegen, vorher unterrichten. Wie unterrichtet man sich nun über die 1000 Fragen der Politik, über Arbeiter- und Lohnfragen, Versicherungen, Geburtenrückgang, über Landwirtschaft und Industrie, über Kolonien und Handel u. s. w. u. s. w.? Am besten bekanntlich dadurch, daß man Zeitungen liest, aber freilich nicht bloß die Telegramme oder Romane, sondern vor allem die ernsten und vielleicht zunächst etwas trocken scheinenden Artikel, denn über Geburtenrückgang oder soziale Fürsorge kann man nicht im Romanstil schreiben. Bei aller Zeitungslektüre müssen Sie aber stets bedenken, daß jede Zeitung einer bestimmten politischen

Partei dient, also alle Vorgänge unter einem ganz bestimmten Gesichtswinkel sieht; deshalb soll man, bevor man sich über eine bestimmte Richtung oder Partei entscheidet, erst einmal die Gegenpartei anhören.

Welch' ungeheures Feld der Tätigkeit hat sich nun vor uns eröffnet! Wenn uns auch die Verhältnisse auf der einen Seite eine starke Beschränkung unserer Berufstätigkeit auferlegt haben, so wird diese Beschränkung doch mehr als reichlich, durch die Fülle nützlicher und praktischer geistiger Arbeit wettgemacht, die uns allen erlaubt, Lücken in unserer Bildung auszufüllen. Keiner wird im Ernst behaupten wollen, er habe während der Gefangenschaft nicht die Möglichkeit gehabt sich weiterzubilden, und so tüchtiger für seinen Beruf in die Freiheit hinauszutreten. Wie sollten wir auch die Dankespflicht gegen unsere tapferen Kameraden zu Hause besser abstatten können, als dadurch, daß wir uns geistig und körperlich so leistungsfähig wie möglich erhalten. Wenn jeder so im Bewußtsein der Pflichten, die er gegen sein Vaterland und gegen sich hat, handelt, dann braucht auch später einmal die Frage nach der Gefangenschaft nicht zu lauten: „Was habe ich in dieser Zeit alles verloren?", sondern schöner und tröstlicher: „Was verdanke ich ihr alles?"

Martin

II. Jg. L.f. No 5. Matsuyama, Sonntag, den 4. Februar 1917

Mit dem Auto in Tsingtau

Viel war es nicht, was ich am Tage vor dem Ablauf des Ultimatums von der Automobil-Abteilung vorgefunden hatte; aber „sie" war ja auch erst in der Bildung begriffen und einen völlig neuen Truppenteil aus der Erde zu stampfen war auch in Tsingtau mit mehr denn nur einer Schwierigkeit verknüpft. Knapp zehn Fahrzeuge hatten sich unter dem Mattenzelt an der langsam nach dem Bismarckberg ansteigenden Straße „verankert", als ich am frühen Nachmittag des 22. August, durch einen Telephonanruf aus meinem zuerst vom Gouvernement, dann von der Kompagnie erteilten Urlaub herausgerissen, beim „Großen Hauptquartier", bei den Kasernen des Bataillons, mit meinem Wagen mich eingefunden hatte.

Weitere Autos aber stellten sich Tag für Tag ein, teils aus Privatbesitz, teils aus den Schuppen der Fuhrunternehmer hervorgegangen, aber alle waren sie vertraute Gesellen, die schon so manche herrliche Fahrt in die Berge zusammen gemacht hatten. Und so hatten sich dann etwa zwanzig Personenwagen, drei Motorräder, vier Lastautos – eine Heringcraft-Maschine mit Bestimmungsort Tientsin war einem der im Hafen liegenden Schiffe entnommen worden – und ungefähr ein Viertelhundert Köpfe unter Oberleutnant S. zur Abteilung vereinigt. Bunt zusammengewürfelt, wie überhaupt die ganze Festungsbesatzung war auch in ihr die Gesellschaft. Nur vier aktive Soldaten waren von ihren Kompagnien kommandiert, der Rest hatte sich aus Reserve, Ersatz-Reserve, Kriegsfreiwilligen, Landwehr und Landsturm zusammenge-

setzt und Dienstgrade waren vertreten, vom Seesoldaten und Matrosen-Artilleristen über den Unteroffizier zum Vizefeldwebel hinauf. Berufsautomobilisten nur zwei, alle anderen mehr oder weniger geübte Gelegenheitsfahrer: Kaufleute aus Tsingtau, Shanghai und Japan, ein Schiffsoffizier a.D. der H.A.L., Konsulats- und Bankbeamte, Warenhausbesitzer und Bauunternehmer, ein Kriegsfreiwilliger, der erst vor kurzem in der Heimat sein Abitur gemacht und seine in der Kolonie lebenden Eltern besucht hatte, ein ehemaliger Staatswissenschaftler, der von seinem irgendwo im Teutoburger Wald ansässigen alten Herrn auf eine Weltreise geschickt und in Yokohama vom Kriegsausbruch überrascht worden war, und endlich waren uns in den nächsten Wochen noch zwei Tsingtauer Jungstürmer, die sich als Fahrer hatten ausbilden lassen, überwiesen worden, der eine 14jährig, um wenige Jahre älter der andere.

Reich an Abwechslungen gestaltete sich der Dienst. Einige Wagen waren dem „Roten Kreuz" zugeteilt und hatten bereits ihre Gefechtsstationen zugewiesen erhalten — die ständig bei den Lazaretten und Hilfslazaretten kommandierten Autos zählten nicht zur Abteilung —, andere waren verschiedenen Kommando- und Dienststellen, wie O.M.D., Det. Major Kleemann und Det. Major Anders, sowie Artillerie-Depot usw. überwiesen, wieder andere hatten Munition und Proviant zu befördern; ein Wagen stand zur ausschließlichen Verfügung des Landfronten-Kommandeurs und seines Stabes, der Rest machte „wilde Fahrt".

So konnte denn bald das lustige Fahren beginnen! Von morgens bis abends waren wir draußen und durchs ganze Schutzgebiet gings von einem Hügel zum andern,

durch die Täler des Laoschans, von der Bucht bis hinüber nach Schatzykou am offenen Meer. Über Tsangkou, Koutsepu nach Litsun und weiter nach Kouyai und Talaukuan. Die Paßhöhen wurden erklettert und auf jämmerlich steinigen Wegen Schantungtsou erreicht. Bis der große Witterungsumschlag kam, Regen, unheimlicher Regen bannte uns einige Tage ans Mattenzelt, von dessen Wänden die grasgrüne Wasserfarbe herabrieselte, mit welcher man den provisorischen Schuppen zum Schutze gegen Flieger angepinselt hatte, und grün getüncht waren die Karosserien der roten, blauen, grauen und schwarzen Protos-, Apollo-, Benz-, Stoewer-, Opel-, Loreley-, Hug- und Overlandwagen. Dann aber, als die wolkenbruchartigen Güsse wieder versiegt waren, gings von neuem ans Werk. Dicke Bohlen als Notbehelf zur Überquerung aufgerissener Straßen und Wege wurden auf den Radiatoren festgeschnallt und dort, wo einst Furten durch die Bette der Litsun- und Tschangtsun-Flüsse geführt hatten, versanken jetzt die Wagen bis über die Achsen im Wasser und kämpften sich durch die Fluten zum jenseitigen Ufer hinüber. —

Patrouillenzusammenstöße und Gefechte an der Grenze kamen: Vali, Hotungpass und Mecklenburghaus und mit der Kriegsbeute vom Kletterpass — japanische Mäntel, Tornister, eine Trompete und vielen anderen — kehrten wir am Abend des 23. September von Hsiaho zurück.

Taschan und Kuschan folgten. In Litsun angehäufte Munition der Feldartillerie mußte in der Nacht nach der Festung zurückgebracht werden. Und am hellen sonnenklaren Morgen fuhren die Sanitätsautos mit wehender, gellleuchtender Genfer Flagge zum erstenmal unter feind-

lichen Geschützfeuer mit Verwundeten zur Stadt. Befehle und Meldungen galt es für die detachierten Wagen zu vermitteln. Automobile und Motorräder flitzten über die Straßen, aus der Gefechtslinie zu ihren Kommandostellen und mit neuem Auftrag unter Granat- und Schrapnellregen durch, zurück in die vorderste Stellung.

Weit enger aber war der Kreis der Betätigung gezogen, als am 28. September der eiserne Ring um Tsingtau sich völlig geschlossen hatte. Doch die nächsten Tage der Ruhe taten auch einem großen Teil unserer Fahrzeuge recht not. Trotz der mancherlei Strapazen, denen sie während der bewegten Wochen ausgesetzt gewesen waren, hatten sich zwar die Wagen immer noch wacker gehalten, aber dennoch gabs in der inzwischen ins Leben gerufenen Reparaturwerkstätte Arbeit in Hülle und Fülle. Die Bereifung mußte erneuert, Zündkerzen ausgewechselt, Vergaser gereinigt und in einigen Fällen die ganze Maschine überholt werden. Nur um einen Wagen hatte sich bis dahin unser „Geschwader" verringert. Ein Kühler war in Fetzen gefahren und die Diagnose bei der Untersuchung lautete: Unter den momentanen Verhältnissen nicht wiederherstellungsfähig, daher – – – „D.U."! Und mit dem Auto hatte dann natürlich auch sein Fahrer ausgedient.

Konnte man auch in der ersten Zeit nach der Einschließung noch tagsüber unterwegs sein, so mußte nun, nachdem sämtliche Straßen außerhalb des Stadtgebietes vom gegnerischen Beobachtungsstand auf den Prinz-Heinrich-Bergen eingesehen werden konnten, der größte Teil unserer Tätigkeit auf die Abend- und Nachtstunden verlegt werden. Vormittags waren wohl noch die hinter den Bergen ver-

steckt liegenden Batterien, abends aber die vorderen Werke und Stellungen an der Reihe. Und so fuhr ich selbst dann Tag für Tag um 6 Uhr etwa hinaus. Auf der Paßhöhe beim Artillerie-Depot verlöschten die strahlenden Scheinwerferbündel und weiter gings mit abgeblendeten Wagen in das schummerige Dämmern hinein. Beim Schützengraben am Wall wurde begonnen; hinter den Werken tastete die Fahrt auf schmalen Verbindungswegen nach I.W. 1 und bei Tschan-tschan wurde das Auto wieder heimwärts gelenkt.

All die langen Stunden, bis zur Wiederabfahrt saß man dann in den düsteren Kellerstuben, die ehemals als Kohlenräume gedient, oder die Werkstatt irgend eines eingeborenen Handwerkers gewesen sein mochten. Anläßlich der ersten Beschießung von See aus – als das „Große Wandern" begann, – waren auch wir Automobilisten umquartiert worden in Räume, die wenigstens gegen Splitterwirkung gesichert sein sollten. Langgestreckt wie ein Küchenhandtuch war unsere „Höhle". Vor dem einzigen winzigen Fensterchen türmten sich Sandsäcke zum Haufen und hinter dem in einer mit Decken verhängten Ecke stehenden Dampfkessel des früheren Baderaums hielten unzählige Ratten die Begleitung, wenn aus dem riesigen Trichter des Grammophons die herrlichen Cellosoli a. d. „Madame Butterfly" durch den Tag und Nacht von einer einzigen Lampe spärlich beleuchteten Raum klangen, bis der Abend herabsank, schrill der Fernsprecher in der Ecke sich meldete und einer nach dem anderen Fahrer an seinen Wagen rief.

Und dann kamen die letzten Kampftage heran.

Ein großer Teil der Wagen hatte uns verlassen, und war ständig bei den außerhalb liegenden Verbandstellen stationiert. Der Kreis beim abendlichen Appell wurde immer kleiner, schwächer das vom Bataillonsschreiber in das Dunkel gerufene: „Fahrer!“ – Und schwerer das Ausführen der Befehle. Von Granaten aufgerissen waren die Straßen und mit äußerster Vorsicht ging es durch die rabenschwarze Nacht, die nur erhellt war durch krepierende Granaten und platzende Schrapnells, mit welchen die Japaner die Wege planmäßig unter Feuer hielten. Fester das Steuer umklammert fuhr man unter dem Hagel durch. Die Explosionen der kleineren Kaliber waren kaum zu hören, nur wenn das Zischen und Krachen allzu vernehmlich wurde, gab man seiner Maschine Vollgas und fegte mit äußerster Kraft aus der gefährdeten Zone heraus.

Wohl hielt man darauf, daß nach Möglichkeit die Feuerzonen ausgemacht werden sollten, aber unberechenbar wie sie nun einmal waren, ließ es sich doch nicht vermeiden, daß man hin und wieder in das schönste Kreuzfeuer hineingeriet. Stand der Mond am Himmel, dann zogen sich die menschenleeren Straßen wie silberhelle Streifen durch den Abend hin und das Fahren ohne Licht bot keinerlei Schwierigkeit. Großen schwarzen Schatten gleich hoben sich die Granatlöcher von der Fahrbahn ab und konnten mit kaum vermindertem Tempo umsteuert werden. Mit voller Fahrt aber ging's dann wieder weiter bis zu einer Deckung, die den Wagen den Nachtgläsern der gegnerischen Beobachter entzog. Für mich war dies gewöhnlich die Eisenbahnbrücke bei Batterie II oder Taitungtschen, das straßenweise in Trümmer zusammengeschossen war.

Unablässig schlugen am Abend die Granaten ins Dorf und krachend flogen die Hütten auseinander. In einem einigermaßen geschützten Winkel hatte der Wagen seinen ständigen Unterschlupf gefunden, und einsam und verlassen stand er in dem brüllenden Getöse, bis sein Fahrer aus den Stellungen wieder zurückkam, und ihn in brausender Fahrt nach der Stadt zurückbrachte. Dunkel lagen die Straßenzüge und ganz vereinzelt nur drang der Schein einer Petroleumlampe aus den verhängten Fenstern der wenigen noch bewohnten Häuser.

Sturmnacht! Die Telephonverbindung mit den Werken war unterbrochen und mit den wenigen Pionieren, die dazu ausersehen waren, die Strippen so rasch zusammenzuflicken, wie sie zerschossen wurden, war ein Ding der Unmöglichkeit. – Hinaus an die Feuerlinie, so weit wie irgend möglich! – war mir als Ziel der Fahrt genannt worden. Wieder lag ein fürchterliches Artilleriefeuer über den Straßen und der Versuch, zwischen Moltke- und Bismarckberg durchzukommen, mußte als aussichtslos aufgegeben werden. Also am Lazarett und Verpflegungsamt vorbei! Auf dem Observatoriumsberg jagte die Feldbatterie ihre letzte Munition aus den Rohren und krachend krepierten rechts und links der Straße die gegnerischen Granaten, die ihr galten. Klatschend bohrten sich Blindgänger in die Erde des Hsiaupautau-Tals und bellend zersprangen mit einem viel zu hohen Brennpunkt die Schrapnells über dem nach der Trobelhöhe dahinsausenden Fahrzeug. Lautlos beinahe jagten wir über den Moltkeplatz; an einem gedeckten Plätzchen wurde der Motor abgestoppt und wenige

Minuten später standen wir auf dem Bahnkörper, wo der Schienenstrang nach dem Hinterland führt. Vor uns lag das ganze Gefechtsfeld bis hinüber nach J. W. 2. Leuchtkugeln und Sternsignale zogen ihre Bahnen, die Gegend taghell beleuchtend und Scheinwerfer, soweit sie noch nicht dem Artilleriefeuer zum Opfer gefallen waren, suchten tastend über das Gelände hin. Infanterie- und Maschinengewehrfeuer rasselte und heulend und pfeifend flogen die Granaten und Schrapnells durch die pulvergeschwängerte Luft. Was wir sehen wollten und mußten, um berichten zu können, hatten wir gesehen und: „Heftiges Artilleriefeuer auf die ganze Werklinie und Infanterie- und Maschinengewehrfeuer aus der Richtung des J. W. 4!" lautete die Meldung nach unserer Rückkehr. Etwa anderthalb Stunden später befand sich J. W. 3 in den Händen der Japaner und am frühen Morgen hatte Tsingtau seinen Todeskampf ausgekämpft! –

Als die Übergabeverhandlungen in Fluß gekommen waren, wurde eine Anzahl Automobilisten den einzelnen Kommissionen als Fahrer überwiesen. Noch einmal ging die Fahrt in die Werke und Batterien und schließlich standen wir einige Tage nach dem Fall der Festung auf den zerschossenen Wällen von Huitschien-huck und schauten mit hinaus über die See. Unzählige kleine Fahrzeuge suchten nach Minen um eine Rinne für größere Schiffe freizumachen. Langsam, Meter für Meter, schoben sie sich über das verseuchte Wasser vorwärts. Dumpfes Knallen der zur Explosion gebrachten Minen hallte herüber zum Land und plötzlich

tauchten über der leicht gekräuselten Einfahrt zur Bucht Trümmer und Menschenleiber auf in einer hochaufgewirbelten Wassersäule – – – – ein Minensucher war krachend in die Luft geflogen.

Beutegierig stürzten sich zwei Japaner nach unserer Rückkehr auf meinen Wagen, und ob ich wollte oder nicht, ich mußte ihn auf den weiten Kasernenhof steuern und am linken Flügel der langen Kette bereits aufgestellter Fahrzeuge aufmarschieren. An den Steuerrädern waren sie alle mit einander festgebunden, und mit Argusaugen wurde der für Tsingtauer Verhältnisse immerhin recht stattliche Park bewacht. Aber nicht nur die demselben angehörenden Wagen wollten die „Japse" haben, sondern alle Kraftwagen in der Stadt, auch jene, die nicht zu Kriegszwecken herangezogen worden waren. Und als dann unser Polizeihauptmann einem japanischen Offizier auseinanderzusetzen versuchte, daß die nicht zur Stelle sich befindlichen Fahrzeuge als Privateigentum doch gar nicht in Frage kommen könnten, meinte dieser kurz und bündig: „Die Deutschen machen es ja in Belgien ebenso!" – Na, der mußte es ja wissen.

Zum allerletzten Mal hatten wir dann das Steuer in der Hand, als wir am 14. November mit 10 Wagen das Gepäck des Gouvernementsstabes nach Schatzkou brachten. Ein einziger japanischer Offizier im Spitzenwagen bildete die Bewachung und in weit auseinandergezogener Kolonne ging es über all die so vertraut gewordenen Straßen hin, vorbei an zahlreichen Gräbern Gefallener, durch die

kleinen zerschossenen Dörfer, über notdürftig wiederhergestellte Brücken bis nach Litsun. Trümmer, überall Trümmer, Mauerreste, teils von der Beschießung durch unsere Kanonen, teils noch von der Überschwemmung herrührend. Tsunglitsun wurde passiert mit seinen ungeheuren Stapelplätzen von Kriegsvorräten, seinen Munitionslagern und Geschützwerkstätten und dem umfangreichen Rangierbahnhof, der durchs ganze Schutzgebiet sich hinziehenden Geleise der Feldbahn. Und dann, etliche Kilometer weiter, erinnerte nichts mehr an den Krieg. Friedlich gingen die Bauern ihrer Feldbeschäftigung nach und nur selten begegneten wir einzelnen Japanern, bis hinter dem Paß von Tschaiko die See auftauchte und die Bucht von Schatzykou. – Zwischen 7 und 8 Uhr langten wir wieder bei den Kasernen an. So, recht die passende Zeit, um hinaus nach Taitungtschen zu marschieren, und sich dort in einer der nur halb zerschossenen Hütten ein Nachtquartier zu suchen. Aber wir glaubten, unseren Ohren nicht trauen zu dürfen, als unser Begleiter in gebrochenem Deutsch wörtlich meinte: „Sie werden sehr müde sein, meine Herren! Wann wollen Sie morgen früher kommen um nach Taitungtschen zu gehen?" Rasch hatten wir uns natürlich auf eine der mittleren Vormittagsstunden geeinigt und trollten uns dann hinab in die Stadt. Lange aber noch wird mir dieser erste vernünftige Ausspruch eines Japaners im Gedächtnis bleiben!

–r–.

Nachrichten aus dem Lager.

Kaisers Geburtstag im Lager Yamashoe.

Infolge der Bestimmung der Lagerbehörde, durch die Aufführungen und besondere Veranstaltungen irgendwelcher Art verboten waren, hielt sich unsere Kaiserfeier, wenigstens am Tage selbst in den einfachsten Grenzen. Wie jedes Jahr, so gelang es auch diesmal ohne Störung von außen am Vormittag das ganze Lager zu einem feierlichen Akt vor dem Offiziersbungalow zu versammeln, bei welchem Herr Major Kleemann mit einer kurzen Ansprache auf die Bedeutung des Tages hinwies. Ein donnerndes dreifaches Hurra auf unseren Allerhöchsten Kriegsherrn vereinigte und bekräftigte all die Wünsche, die wir in dieser Stunde in die ferne Heimat sandten.

Das herrliche Kaiserwetter, das den ganzen Vormittag über geherrscht hatte, war der Beweggrund auch die Veranstaltungen des Nachmittags ins Freie zu verlegen. Leider aber verbarg sich am Nachmittage die jetzt so unentbehrliche Sonne hinter grauen Wolken, sodaß sich auf dem zum Festplatz erwählten Tennis- oder besser jetzt Fußballplatz Kälte und Nässe jetzt recht unangenehm bemerkbar machten und die Feststimmung ein wenig beeinträchtigten.

An der Spitze des Programms stand die vom Sängerchor unter Begleitung des Orchesters vorgetragene „Neue deutsche Nationalhymne" von Lubrich. Unter Sergt. Janssen's Leitung und Mitwirkung folgte Turnen am Pferde, das mit einigen hübsch gestellten Pyramiden abschloß. Eine besondere Leistung bot unser schon so oft bewährtes und sich immer weiter

vervollkommnendes Orchester mit der Wiedergabe von Mozarts „Eine kleine Nachtmusik". Das entzückende und technisch sehr hohe Anforderungen stellende Kammermusikstück kam leider im Freien nicht so zur Geltung wie es im geschlossenen Raume der Fall gewesen wäre und war wohl auch für eine derartige Veranstaltung ein wenig zu lang, so daß sogar schon manche ängstliche Zuhörer befürchteten, es würde am Ende gar noch eine richtige Nachtmusik daraus. Auch würde es sich vielleicht bei diesem Stück empfehlen, wenn unser unermüdlich tätiger Dirigent die ohnedies etwas zu sehr hervortretende Clarinette zur Seite legen und nur den Taktstock schwingen würde, um auch diese Weise mehr auf die Spieler einwirken und so die Schönheiten des Werkes besser zur Geltung bringen zu können. Ein recht erfreuliches Bild boten die von Sergt. Janssen gut einstudierten und vorzüglich klappenden Freiübungen; derartige Vorführungen, die das uns Deutschen so sympathische militärisch Exakte mit dem Turnerischen verbinden, können immer auf Beifall rechnen und sind umso eindrucksvoller, je größer die Zahl der Mitwirkenden ist. Die „Wacht am Rhein", Musikstücke und zwei Faustballspiele vervollständigten das anspruchslose Programm, mit dem wir uns aber gerne begnügten – wußten wir doch, daß uns am nächsten Tage ein ganz besonderer Genuß noch bevorstand, unsere eigentliche Kaiserfeier, über die wir an anderer Stelle berichten.

M.

„Wallensteins Lager" in Yamagoe.

28. Januar 1917.

In der langen Zeit unserer Kriegsgefangenschaft sind im Lager Yamagoe die Bretter, die die Welt bedeuten, nicht oft aufgeschlagen worden. Erst zweimal am Kaisers Geburtstag in den beiden vergangenen Jahren hatten sich die Mimen hervorgewagt, und fast schien es, als ob wir dieses Jahr auf ihre Künste verzichten müßten, denn der unerforschliche Wille des Lagerkommandanten hatte jegliche Theateraufführungen am 27. Januar verboten – da fügte es ein glücklicher Zufall, daß die Schüler des Literaturunterrichts von Herrn Lt. d. R. Solger just bis zum 28. Januar so große Fortschritte gemacht hatten, daß sie eine Probe ihres Könnens vor der Öffentlichkeit ablegen konnten.

Zieht man einen Vergleich zwischen den drei theatralischen Darbietungen Yamagoes, so ist eine steil ansteigende Kurve unverkennbar. Das erste Jahr ein Liebhaberstückchen, das zweite Jahr zwei kleine Proben guter zeitgenössischer Dichtkunst, das dritte Jahr – Klassiker! Die Kurve macht der Geschmacksbildung in der Kriegsgefangenschaft alle Ehre und ist ein gutes Omen obendrein: denn was sollte noch nach unseren Klassikern kommen – für einen vierten Kaisers Geburtstag in der Kriegsgefangenschaft ist eben einfach keine Möglichkeit mehr! Aber nicht nur in der Auswahl der Stücke, auch in den Leistungen der Schauspieler zeigt sich die aufsteigende Linie. Allerdings der Erfolg bei der Zuhörerschaft war bei allen Aufführungen groß, Dilettanten-Vorstellungen finden eben immer ein dankbares Publikum und immer viel Applaus. Dieser

selbst kann daher keinen sicheren Maßstab bilden für die Güte des Gebotenen, sondern man muß schon untersuchen, auf welche Weise die Herren Bühnenkünstler jedesmal Erfolg erzielt haben. Da finden wir nun erhebliche Unterschiede. Das erste Mal erfreute man sich daran, daß man die Kameraden X und Y in mehr oder weniger unwahrscheinlichen Kostümen und in noch unwahrscheinlicheren Bewegungen auf der Bühne sich produzieren sah; das zweite Jahr klatschte man, weil man sich über all die lustigen Einfälle der Schauspieler amüsierte; dies Jahr galt der Beifall der hohen Kunst selbst, man sah nicht mehr die Kameraden X und Y auf der Bühne, sondern Wallenstein'sche Reiter, man vergaß über dem guten Spiel die Spieler – das höchste Lob für Schauspieler und Regisseur!

Dabei war es wirklich keine leichte Aufgabe, die Herr Lt. Solger seinen Getreuen gestellt hatte. Aber „es wächst der Mensch mit seinen größeren Zwecken", und es war keiner unter den zahlreichen Jüngern der Kunst, der seiner Aufgabe nicht in vollem Maße gerecht wurde.

Ein Vorspiel leitete die Vorstellung ein. Auf den leichten Schwingen seiner Dichtkunst holte Herr Lt. Solger die Zuhörer aus der Enge der Kriegsgefangenschaft heraus und trug sie, eher daß sie es merkten, im Fluge hinauf zu den heiteren, stacheldrahtlosen Höhen der Kunst. Der Vorhang geht auf und wir sehen auf der Bühne – unser Spiegelbild: Kriegsgefangene beim Kartenspiel, beim Bücherlesen, beim Nichtstun, Menschen, die mit ihrem unverdient herben Los unzufrieden

sind, Menschen, deren Arbeitskraft und Arbeitslust schon durch den Anblick eines Wächters gelähmt wird. Da blitzt bei einem unter ihnen ein Gedanke auf: Wir wollen Theater spielen, wir wollen alle Gespenster verscheuchen und wollen uns erfrischen an dem lebensfrohen, rassigen jungen Soldatenstück Schillers „Wallensteins Lager". Der Funke zündet. Die Lebensgeister werden neu entfacht, die Ängstlichen und Bedenklichen werden von den Tatendurstigeren mitfortgerissen, und schon ist der Entschluß gefaßt: „Wallensteins Lager" wird aufgeführt.

Nun reißt man sich um die Rollen. Einer will nur den Wallenstein selbst spielen, bis er über seinen Irrtum aufgeklärt wird, und der Literatur- und Geschichtskundige unter den Kriegsgefangenen seinen jüngeren Kameraden erzählt, warum es sich in „Wallensteins Lager" handelt. Nun verpflichten sich alle mitzutun und nach besten Kräften beizutragen zum Gelingen. Aufgeführt aber soll „Wallensteins Lager" an Kaisers Geburtstag werden, als ein Gelöbnis für alle Zeit ebenso treu zum Obersten Kriegsherrn zu stehen, wie die Friedländischen Reiter zu Wallenstein.

Nicht besser konnte das Publikum auf die Worte Schillers vorbereitet werden, als durch dieses trotz seiner einfachen Formen doch so poetische und gedankenreiche Vorspiel. Es wurde von Utffz. Hagemann, den Gefr. Kremer, Junker, Brundig und anderen aufs beste gespielt.

Nach kurzer Pause hob sich der Vorhang wieder und „Wallensteins Lager" begann. In all den frischen, herrlichen Rollen des Stückes konnten unsere Musensöhne nun erst recht ihre Kunst entfalten. Es ist nicht möglich

einem von ihnen allein den Lorbeer zu reichen, sie verdienen ihn alle gemeinsam, denn kaum einer stand dem andern nach, und das Zusammenspiel war vorzüglich. Besonders anzuerkennen ist, mit welcher Sicherheit auch die langen schwierigen Rollen, wie die des Wachtmeisters und Trompeters und die der Holkischen Jäger bewältigt wurden. Der erste Holkische Jäger (Gefr. Kremer) und der Trompeter (Gefr. Sandrock) lebten in ihren Rollen, und es war eine ebenso große Freude sie sprechen zu hören, wie ihr Mienenspiel zu beobachten, wenn die andern sprachen. Der Wachtmeister (Uffz. Hagemann) war ausgezeichnet, höchstens hätte er den alten Feldsoldaten noch etwas wuchtiger gestalten können. Umgekehrt hätte dem frischen Spiel des zweiten Jägers (Gefr. Brück) gelegentlich ein kleiner Dämpfer nichts geschadet. Die dankbaren Rollen der Gustel von Blasewitz (Gefr. Krieger) und des Kapuziners (Gefr. Brinker) wurden ganz vorzüglich gegeben. Der bei aller Gutmütigkeit wackeren Marketenderin konnte man aufs Wort glauben, daß sie schon manchen Strauß erlebt und viel Länder und Leute kennen gelernt hatte. Der Kapuziner zog bei seiner famos vorgetragenen Strafpredigt ein so infames Spitzbubengesicht auf, daß man ihm schließlich die zugedachten Prügel von Herzen gönnte. Wie geschaffen für den ersten Kürassier war der Gefr. Junker mit seiner stattlichen Erscheinung und seinem wohlklingenden Organ, mit dem er vor allem auch den ernsten Teilen seiner Rolle warme Töne zu verleihen vermochte. Der zweite Kürassier (Gefr. Bieber) stand ihm wenig nach. Der Gefr. Brandig gab treffend den ehrlichen aber philister-

haften Arkebusier, während Gefr. Fehr seinen Kroaten mit viel Humor ausstattete. Unter den Vertretern der kleinen Rollen verdient Gefr. Hebling ganz besonders hervorgehoben zu werden, der aus dem besorgten Bürgersmann eine feine Charakterstudie machte. Ebenso wurde der betrügerische Bauer von Pion. Rölgen wirkungsvoll gegeben, und Gefr. Heizmann machte aus der Muhme Kind aus dem Reich einen so munteren Backfisch, daß ein Ahnungsloser wohl Zweifel an der geschlechtlichen Qualität des Darstellers hätte haben können. Endlich sei noch des Pion. Hornmann (Rekrut), Pion. Verner (Konstabler), Pion. Wels (Scharfschütz), Gefr. Niermeier (Dragoner) und Gefr. Herms (Bauernknabe) gedacht, die alle wacker mitspielten.

Geradezu Erstaunliches wurde in Kostümen geleistet, die einfach aus dem Nichts geschaffen worden waren. Die besten Masken boten wohl die beiden „Einheimischen": Mancher Intendant wäre wohl dem Gefr. Sandrock dankbar, wenn er ihm das Rezept verriete, wie man ohne große Schwierigkeit und Kosten aus modernen Kakiröcken eine stilechte Trompeteruniform des 17. Jahrhunderts macht. Die prunkhaften Gewänder der noblen Holkischen Jäger sollen, wie uns glaubhaft versichert wird, die gewaltigen Unkosten von 47 Sen verursacht haben. Die von den Japanern gelieferten Socken haben wohl noch nie so gute Dienste geleistet wie hier, wo sie in ihre Bestandteile aufgelöst als weiße Straußenfedern die Schlapphüte der Grünröcke zierten. Daß die „echten Brüssler Spitzen" der Jäger Neid erweckten, konnte man den Böhmen nachfühlen, die verbeulten Kürassierhelme aber, aus bronzierter Pappe, hätten jeder Großstadtbühne Ehre gemacht.

Der Kroat im Pelzrock und Pelzmütze erschien so echt, daß schon der Gedanke seiner Nähe die Zuschauer in Versuchung brachte sich zu kratzen. Ganz vorzügliche Masken boten ferner der Kapuziner, die Marketenderin, der Bauer, der Konstabler, der Arkebusier und die andern nicht weniger.

In der Dekoration hatte sich die Regie sehr geschickt unseren primitiven Verhältnissen angepaßt. Insbesondere war ihr darin nur beizustimmen, daß anspruchslose einfach weiße Kulissen und Soffiten viel besser wirken als großartig in Öle gemalte Himmelsgewölbe, Landschaften und Wälder.

Bis in die letzte Ecke des Tempels Gugansi standen die Zuhörer gedrängt. Unser einstiger „Verbrechertempel" ist nun endgültig zum „Kunsttempel" geworden, denn er bewährte sich ebensosehr als Spielhaus, wie kürzlich als Gemäldegallerie. Als ein Unzufriedener erklärte, er könne die Füße der Künstler nicht sehen, da wurde ihm von einem unserer bedeutendsten Schillerforscher im Lager mit Recht geantwortet, in „Wallensteins Lager" käme kein Ballet vor! Kein Yamagoebewohner fehlte unter den Zuschauern, auch die Herren Offiziere waren vollzählig erschienen. Wie ein Sturm brach der Beifall los, als das Reiterlied verklungen war. Der Applaus galt all den tüchtigen Darstellern, er galt in erster Linie aber auch dem Regisseur, Herrn Lt. Solger. Ihm ist nicht nur zu danken, daß er den Gedanken „Wallensteins Lager" zu spielen gefaßt und trotz aller Hindernisse durchgeführt hat, nicht nur, daß es ihm trefflich gelungen ist, die Darsteller so gut – auch in den schwierigen Massenszenen, –

aufeinander einzuspielen, sondern vor allem, daß er es verstanden hat, seinen Schülern Liebe zu Schillers unsterblichem Werk einzuflößen, sodaß ein jeder mit Freuden sein Bestes hergab, und die Aufführung von einer herzerquickenden Frische war. Und deshalb verkünden wir nicht nur Schillers Ruhm, sondern auch den der Aufführungsleitung, wenn wir sagen, wie es im Vorspiel heißt:

Gerade für diesen Tag
War dies ein Stück vom ersten Schlag! –

– dt.

Ergebnis des Faustballwettspiels Yamagoe.
Januar 1917.

Plätze	Mannschaft	Nr.	Punkte	Bälle
1.	Untffz. Schulz, Krieger, Fuhr, Albrecht	7	18	1071
2.	Brück, Niemeier, Beckers, Kremer	1	12	1013
3.	Sergt. Janssen, Faas, Ludwig, Neubert	6	12	765
4.	Untffz. Blaschke, Untffz. Neumeier, Heizmann, Denner	3	10	871
5.	Bergau, Röser, Brügmann, Ameter	8	9	818
6.	Meyer Jos., Meyer Christ., Niermeier, Jaehne	4	8	851
7.	Probst, Sandrock, Brundig, Meyer O.	2	7	765
8.	Wichelhaus, Junker, Gottschalk, Büch	10	6	725
9.	Welz, Schopenhauer, Knobel, Brinker	5	4	696
10.	Diebold, Schmidt, (Sergt. Claus) Fink, Meinsen	9	4	663

Die beiden siegenden Mannschaften (Untffz. Schulz und Gefr. Brück) wurden von Herrn Major Kleemann mit Preisen ausgezeichnet.

Jahrestage des Krieges.

Januar 1915.

10. I Heftige Angriffe der Franzosen in der Champagne.
12./13. I Schlacht bei Soissons.
22. I Kämpfe in der Bukowina; Eroberung von Kirlibaba
24. I Seegefecht in der Nordsee; „Blücher" gesunken.
26. I Erfolgreiche Kämpfe bei Givenchy und bei Craonne.
Heftige Angriffe der Russen bei Gumbinnen. Wiedereroberung des Uzsok-Passes in den Karpathen.
Ende Januar: Erfolgreiche Kämpfe der Türken im Kaukasus.

Februar 1915

3. II Ayesha in Hodaida eingetroffen.
6. II Angriffe der Türken am Suez-Kanal.
16. II Ende der Winterschlacht in Masuren. Die Österreicher erobern Kolomea.
17. II Die Österreicher erobern Czernowicz.
17. II bis Anfang März. Schlacht in der Champagne.
18. II Beginn des deutschen Unterseebootkrieges.
19. 25. u. 27. II Beschießung der Dardanellen d. engl. u. franz. Schiffe.
22. II Beendigung der Verfolgung der Russen: 100000 Gef. 300 Gesch.
25. II Eroberung von Prasnysz

Januar 1916.

8. I Großer Erfolg am Hirzstein.
9. I Räumung von Seddul Bahr. Gallipoli vom Feinde frei.
11. I Beginn einer russ. Offensive im Kaukasus.
Eroberung des Lovcen
13. I Cetinje besetzt.
16. I Montenegro streckt die Waffen.

Februar 1916.

1. II Eintreffen der „Appam" in amerikanischen Gewässern.
10./11. II Seegefecht an der Doggerbank; engl. Kreuzer „Arabis" versenkt.
20. II deutsche Garnison in Mora ergibt sich. Kamerun in Feindes Hand.
21. II Die Russen erobern Erzerum.
22. II Beginn der Kämpfe um Verdun: erster Vorstoß auf 3 km. in 10 km Breite.
25. II Eroberung von Dorf und Feste Douaumont.
27. II Durazzo erobert.

II. Jg. Lf. No 6. Matsuyama, Sonntag, den 11. Februar 1917.

Reiseerlebnisse des Seesoldaten I. wie er sie selbst erzählt.

Zuerst will ik mal erzählen, wie ik überhaupt zu dem Gedanken kam, auf See zu gehen.

Mein Heimatsort ist Kupferdreh (Kreis Essen), wo ik 1895 geboren war. Mein Vater war Bergmann und wir waren vier Geschwister. Wie ik so 4 Jahre alt war, zogen wir nach Essen, da kamen denn noch 2 Geschwister dazu, dat machte zusammen sechs. Während der nächsten Jahre wurde mein Vater auf der Zeche schon lungenkrank von einem Unglücksfall mit Gasen und bald danach starb er. — Weil wir doch zu 6 waren und unsere Mutter uns nicht ernähren konnte, schickte uns der Vormund ins Waisenhaus, wo die Katholischen und Evangelischen getrennt waren. — Dat war ne schlimme Zeit. Wie dat da manchmal zuging, dat können Sie z. B. hieraus sehen: Mal hatten die katholischen Jungs Aprikosen geklaut. Der Ollsche der wußte dat aber nicht, dat dat die Katholischen waren. Wie er dann zu mir kommt, da frage ik ihn, ob dat die guten vom Schwei-nestall sind, wo ik wußte, dat da die besten hingen. Der Ollsche dachte nun aber gleich ik war's, und eh ik noch wat sagen konnte, da hatt' ik schon meine Ladung weg und wat für eine. — Später hat er dann von meinem Stiefvater ne Abreibung gekriegt! — Mein Stiefvater, der war also Dach-decker. — Wie ik mit 13 Jahren aus der Schule kam, da war ik erst Laufbursche, auch bei Siemens Schuckert. Wegen ner Prügelei kam ik da wieder weg. Dann lernte ich Dachdecker. Weil da aber bloß Pfannenarbeit war, kam ik nach 1 Jahr zu nem anderen Meister auf Schieferarbeit nach

Nahe vom Wald, wo ik 2 Jahre blieb. Auf einmal schrieb meine Mutter, dat mein Stiefvater abgestürzt und tot wäre. Weil ik nun auch schon 'n paar mal gefallen war, aber nicht von hoch, da hatte sie Angst, dat mir dat auch so gehen könnte und ik sollte nicht mehr Dachdecker bleiben. Ik ging also als Pferdejunge auf Zeche Viktoria Mathias, wo mein Vater Bergmann gewesen war. Da gab's plenty Kohlenstaub zu schlucken in den finstern Gängen. Wie ik 1 Jahr da war, schrieb meine verheiratete Schwester aus Hamburg, daß meine Mutter zu ihr kommen sollte. Dat tat sie auch und nahm uns alle mit. Einen Monat arbeitete ik da als Hilfselektriker bei Blohm & Voss auf der Werft. Ik verbrannte mir aber die Klauen und kam als Laufbursche in ein Damenputzgeschäft. Dat gefiel mir da auch sehr gut, aber mein Schwager als Steward bei der Hapag und mein Bruder als Trimmer auf dem Imperator. Die beiden hatten mir dann immer von China und Amerika erzählt, und ik war auch manchmal an Bord gewesen, wie sie „Muß i denn zum Städtele hinaus" gespielt" und dann rausfuhren. Da verspürte ik denn Lust, auch mal 'ne Seereise zu machen. Ik bat meinen Chef um Urlaub für 6 Monate und er sagte auch ja. — Na — und so kam dat also mit meiner Reise.

Am 22. April musterte' ik auf dem Hapag-Dampfer „Markomannia" mit Ladung nach Wladiwostock als Trimmer an. 'N paar Tage blieb der Dampfer noch in Hamburg liegen und erst am 27. nachts liefen wir aus, und damit fing mein Leben an Bord erst richtig an. — Zuerst war ik ganz platt, wie wenig da zu tun war. Dat kam aber daher, daß die Bunker noch bis oben ran voll mit Kohlen waren; da rutscht nämlich die Kohle von selber in dat Loch zum Heizraum, und die

richtige Arbeit fängt erst an, wenn dat Schippen aus den Ecken losgeht.

Der erste Hafen, den wir anliefen, war Antwerpen. Da mußte nämlich noch 'ne Ladung Eisen mitgenommen werden und deswegen blieben wir da 2 Tage liegen. Von da ab war's dann für 'ne ganze Weile Schiß mit dem an Landgehen; bloß zum Kohlen liefen wir dann noch Malta, Port Said und dann erst wieder Sabang in Holländisch-Indien an.

Bis Port Said war das Leben an Bord ganz gemütlich, auch die Hitze gar nicht so schlimm, wie ik gedacht hatte. Nachher aber, wie wir ins Rote Meer kamen, da wurde et ganz schlimm, und besonders für uns Trimmer. Die Heizer kriegen wenigstens noch Luft durch die Windhutzen zu, uns in die Bunker kommt aber keine, da brütet direkt 'ne Affenhitze. Schon im Heizraum waren manchmal 60 Grad und bei uns in den Bunkern natürlich noch viel mehr, und weil dat doch meine erste Reise war, mocht' ik manchmal gar nicht wieder runter, so müde und schlapp war ik. Ganz nackend arbeiteten wir schließlich, nur in Holzpantinen, immer 4 Stunden und dann 8 Stunden Ruhe hinterher.

Sonst hatten wir's an Bord gar nicht schlecht. Dat Essen war gut und jeden Sonnabend gab es plenty Rotspon, 1 Liter pro Mann. Da war man denn meistens dune. — Abends, wenn die Arbeit zu Ende war, wurde Musik gemacht, Ziehharmonika und was da sonst noch so war, und tanzen taten wir auch; natürlich ohne Mädchens! — — Wenn ik so denke, war die Reise sonst man ziemlich eintönig. Bloß die Häfen; wenn man das ganze Leben da zum ersten mal sieht, da staunt man einfach. Schade, daß wir immer nur so kurze Zeit anlegten. — — Kühler war es

erst wieder auf der Fahrt nach Moji. Die See ging manchmal mächtig hoch, dat haute immer rübber über die Reling – zack! Da war auch der Heizraum wieder mal 'n bißchen ausgelüftet, und dat tat auch not. In Moji blieben wir draußen liegen; Urlaub gab's leider keinen.

Als wir schon wieder längst nach Wladiwostock unterwegs waren, da peilte der Ausguck plötzlich ein kleines Boot aus. Als wir näher kamen, war's ein Fischer, der vom Sturm verschlagen war, und als Segel hatte er 'n ollen Rock am Mast baumeln. Der war natürlich froh, als wir ihn mit seinem Boot an Bord hißten und nach Wladiwostock mitnahmen.

Am 22. Juni liefen wir in den Hafen von Wladiwostock ein. Die meisten von uns hatten vom Kapitän 25 Rubel Vorschuß bewilligt bekommen und freuten sich mächtig auf die paar vergnügten Tage an Land. Bloß ik hatte Pech, und dat kam so: Wir hatten da einen Backschafter, der krank geworden war. Schon von Anfang an konnte der nicht ordentlich kieken und ihn Heizraum konnten sie ihn auch nicht brauchen. Dat war überhaupt 'n Marke! Einmal, wie ik ihn suchen ging, war er in die Bunkern gefallen und die ganze Kohle rutschte über ihn rübber, dat ik ihn ordentlich wieder ausbuddeln mußte. – Den mußte ik nun ablösen, weil er krank war. Dat war Pech und ik habe vielleicht geflucht. Den Backschafter nämlich, dem wird alles aufgebrummt: Tische, Bänke, Kaffeekannen scheuern, Kartoffel schälen, Essen holen und die alten Knochen, die Heizer, die lassen sich immer noch gern mal bedienen; unsereiner ist bloß Trimmer und muß dat eben machen.

Wie ik den Morgen in Wladiwostock aufwache und

mir so einfällt: „Du sollst nu schuften, während die andern sich an Land amüsieren und – da oben in Nikolajewsk, da kommt erst die richtige Kälte, da wird's noch viel fauler", da denk ik: „Hier haust du aus!" Und wenn schon, denn man gleich! Dann habe ik mir noch 'n paar Schlagsäbel (langes Schiffsbrot) geklaut und bin so um ½6 Uhr morgens, wie der wachhabende Matrose gerade auf der andern Seite war, leise von Bord runtergeklettert. Beinahe hätte er mich noch gekitscht – aber es ging nochmal gut. Viel mitnehmen war da natürlich nicht. Bloß 'ne dicke Jacke und hohe Stiebel hatte ik an und meinen Heuerschein in der Tasche. Da waren zum Glück noch verschiedene Stempel drauf und mit denen hab ik später immer die Kerls, die wat von mir wollten, geblufft. Wie ik nun am Quai bin, kommt gerade unser Arzt in einer Troika angefahren und fragt mich, wo ik hin will? Der hatte wohl schon Lunte gerochen, dat ik ausrücken wollte, und schimpfte wie 'n Rohrspatz. Ik sagte ihm aber, ik wollte nur Käse holen und hab mich dann in so'n schmalen Seitenweg gedrückt! – Alles war noch so glitschig und schmierig, wie ik so hintenrum aus der Stadt rauskam. Da war dat Bahngeleise, aber ik war nun im Druck, ob links oder rechts lang? Zum Glück witschte ik gleich den richtigen Weg und zog links ab, immer am Ufer. Dat machte direkt Spaß, ik konnte noch baden und so – und dann immer die Bahn längs. Später wurde es mir denn zu heiß mit der dicken Jacke und von da ab bin ik dann, ganz leicht bekleidet, weitergetippelt. –

Erst in Tsingtau habe ik gehört, dat der Kapitän Polizisten hinter mir hergeschickt hatte. Die haben mich schwer gesucht! –

Über den Weg hatte ik mich vorher nicht erkundigt, und dachte bloß: längs der Bahn mußt du irgendwo nach Deutschland kommen. (Wenn ik gewußt hätte, dat dat bis nach Hause übern Jahr dauert, wäre ik wohl gar nicht erst ausgerückt.)

Mittags war ik schon weit weg, immer im Marschtempo, damit sie mich nicht wieder kitschten. Nur ne halbe Stunde ruhte ik mich aus und aß von meinem Schlagsäbel. Da fiel mir plötzlich ein – von den Räubergeschichten zu Haus – dat es hier auch Wölfe geben sollte, und davor hatte ik denn die größte Angst. Aber glücklicherweise hatte ik mein großes Bordmesser mit, wie die Matrosen immer haben. Eigentlich hatt' ik es nur mitgenommen, von wegen Brotschneiden, wenn ik unterwegs wat kriegen tat, aber jetzt war ik doch froh, dat ik meine Waffe mit hatte.

Bis jetzt war das Land eben gewesen. Nachmittags kam ik dann an solchen kleinen Hügeln vorbei und nachher kamen die Berge. Da war ik jedesmal in Schwadder, wie ik da rüber kommen sollte. – Schon, dat Laufen war ungewohnt, heiß war es auch, und die neuen Stiebeln drückten überall. Da habe ik denn mit'n Messer all die Falten rausgeschnitten, dat wurden aber so viel Löcher, dat ik später die reinsten Sandalen anhatte. Von Wäsche hatte ik nur die eine Garnitur mit, die mußte ik denn morgens immer waschen, wenn gerade ein Fluß da war und so lange warten, bis sie wieder trocken war zum Anziehen. Menschen waren meistens keine zu sehen, höchstens mal paar Chinesen auf Arbeit an der Bahn.

Gewöhnlich bin ik immer das Geleise an der Bahn längs getippelt und den ersten Tag bis zum Abend glatt durch, weil ik da noch Angst hatte. Manchmal kamen Güterzüge vor-

bei und manchmal auch Soldaten, die auf den Weiden exerzierten. So ungefähr alle Stunde sah ik auch mal ein kleines Dorf, oder wenigstens einzelne Gehöfte; oft war auch ein besseres Landhaus dabei. Die ganze Gegend fing überhaupt allmählich an, mir besser zu gefallen. Öfter kam da auch mal so 'n kleiner Fluß oder Bach, wo sich links oder rechts ein kleines Wäldchen längszog. Dat war oft sehr schön.

So gegen 11 Uhr abends kam ik an ne kleine Ortschaft. Erst wollte ik bei Bauern übernachten. Aber da hatte ik doch Angst, dat mich die Polizei kitschen könnte und hab mich lieber bei Mutter Grün einlogiert. Längs der Bahn lagen dicke, schwere Holzschwellen, wo die Eisenbahnschienen drauf gelegt werden und aus denen baute ik mir so ne Art Unterstand. Links und rechts 4 übereinander, dat gab ne ganz schöne Höhe. Vorn und hinten den Eingang hab ik auch dicht gemacht und oben auch noch welche von den Schwellen als Dach draufgelegt, weil ik Angst hatte, dat die Wölfe sonst da rein kommen könnten. Innen wurde meine Parterrewohnung denn noch mit Gras oder Heu, wat gerade da war, ausgepolstert und durch ne schmale Lücke bin ik denn zuletzt reingeklettert von oben. Da hab ik meist tadellos drin geschlafen; bloß wenn Regen kam, dat war faul, da kam dat Wasser durch die Ritzen durch. In der Nacht war's manchmal auch saumäßig kalt, aber da gab ik nix drum, dat war man ja von früher schon gewohnt. Wat bloß dumm war, dat is, den Tag über war's so heiß und nachts denn mit einmal so kalt.

Mittags hatt ik schon den einen Schlagsäbel aufgegessen und abends den andern. Wenn man so aus den Bunkern in die gute Luft kommt, dat stärkt kolossal und gibt

glatt Kohldampf. 'ne Uhr hatt ik nicht und wie ik aufwachte, da schien schon die Sonne feste weg. Von dat Schlafen da hatt ik auch wieder Kohldampf gekriegt, aber ik hatte später immer noch Schwein dabei. -- Meine Bude die baute ik immer auf freiem Felde, so 300 m von der Bahn ab, zur Vorsicht; sonst – wie die Russen sind, dat hab ik ja nicht gewusst. Morgens schmiss ik die Balken auch immer wieder zusammen, auch zur Vorsicht. Dat musste schon so sein, die ersten Tage.

Wie ik den zweiten Morgen 'ne Stunde getippelt war kam wieder 'ne kleine Ortschaft, und bin ik denn frech ran gegangen, bei dem Bahnhofsvorsteher. Den hab ik auf dem Bahnsteig angequasselt, auch so auf Englisch, aber von dem Englisch, da konnte ik auch bloß yes und no und nicht viel mehr und der antwortete immer auf Russisch und lachte bis ik ihm direkt auf meinen Mund zeigte so von wegen Schau-Schau. Und dat verstand er denn, ja, packte in seine Tasche und gab mir 50 Kopeken. Davon habe ik mir denn 'n Ende Wurst gekauft. Die schmeckte verdammt nach Knoblauch und voll von Kram; aber – wat wollte ik machen bei meinem Kohldampf! Und weil dat noch mächtig Durst gibt, hab ik denn glatt von det Flusswasser getrunken, weil Bier doch zu teuer war. Tabak hatte ich noch 'nen kleinen Rest von Antwerpen her und von dem hatt ich den ganzen ersten Tag kräftig geschmökt. Abends hatt ik aber das Mundstück verloren und behielt bloß noch den Kopp und 'nen kleinen Stummel übrig. Den musste ik denn, so wie es eben ging zurechtschnitzen.

Wie ik so 2 Stunden in dem Dorf war, da kam

ein Güterzug mit flachen Sandwagen, wo Chinesen draufsaßen. Mit dem wollt ik nun gern 'n Ende mitfahren, aber so dicht beim Bahnhof traute ik mich bei hellem Tage nicht aufzuspringen. Da bin ik also wieder losgetippelt und hab mich ein Stück entfernt vom Gleise hingesetzt und gewartet. Richtig, wie ik 'ne halbe Stunde gewartet hatte, kam der Zug auch an. Ik fragte schnell den einen Russen mit Zeichen, ob ik mitkönnte und wie der „ja" nickte, da bin ik im Fahren draufgesprungen und wäre beinahe noch mitgeschleift worden. Der Russe war einen Wagen vor mir und machte mir Zeichen, dat er Geld haben wollte. Wie ik ihm aber nu zu verstehen gab, dat ik nix hätte, da fing er an zu schimpfen und wollte mich wieder runterschmeißen. Er konnte aber nicht rüber, weil da 'ne lange Kette zwischen den Wagen war. Ik sagte denn immer „per russki nis nait" – (d. h. nämlich soviel wie „ich kann nicht Russisch") und schimpfte denn auch wieder und zeigte auf den Kopp, von wegen verrückt und so –; davon wurde er denn immer wütender, aber rüber konnte er nicht. Dat dauerte nu so ungefähr 'ne Stunde. Wir fuhren durch eine fruchtbare Gegend, die auch oft recht schön war. Viel Wald war da, rechts und links die Berge und überall eine kleine Ansiedlungen. -- Wie denn aber wieder ein Bahnhof in Sicht kam, da dacht ik doch: – Nu wird dicke Luft, nu musst du abspringen – und der Russe, der wollte mir auch schon auf die Pelle. Ik hatte bloß Angst, dat ik gegen einen von die Pfähle (Pfosten) springen würde, die da längs der Bahn standen. Weil denn aber ein Sandhaufen kam, und der Zug auch schon ein bisschen langsamer fuhr, sprang ik denn doch ab und richtig gerade nach

an so'nen dicken Pfahl vorbei. Dat war aber verkehrt rum gewesen; ik machte direkt 'nen Salto und bin dann noch 'nen kleinen Abhang runtergeglitscht, ehe ik zu sitzen kam.

So ging dat nu 3 Tage weiter. Am Tage fechtete ich mich durch und abends baute ik mir meine Schwellenbude. Die Russen, bei denen ik fechten ging, waren immer sehr gastfreundlich, und wenn die Leute noch so arm waren, die gaben immer wat. Als ik am 4. Tage aufwachte, war mein Gesicht ganz geschwollen, so hatten mich die Moskiten die Nacht über zerstochen. – Gegen Mittag kam ik dann an einer Baubude vorbei und wurde angehalten von wegen zur Arbeiten. Ik sagte dem Baumeister auch zu und er setzte 3,20 Rubel Arbeitslohn den Tag fest. Weil ik erst anderntags anfangen sollte, hatte ik noch Zeit mir den Laden gehörig anzusehen. Dicht bei der Baustelle standen ein paar kleine Bauernhäuser, und weil ik Kohldampf verspürte, ging ik in eins rein. Eine dicke Frau nahm mich in Empfang und führte mich zum Wohnzimmer. Ik setzte mich am Tisch und meine „freundliche Wirtin" brachte mir 'ne Pfanne Bratkartoffel und Radieschen mit Salz. Dat schmeckte mir ordentlich, da ik doch zum ersten Mal wieder wat Warmes zu essen bekam. Meine Wirtin quatschte mich auch an, dat ließ sie dann aber wieder, weil ik nicht Russisch konnte. Ik bedankte mich bei ihr und wollte mir wieder 'ne Bude nach meinem System bauen. Da sagte mir der Bauführer, dat ik bei den Arbeitern schlafen könnte. Die meisten davon waren Russen, und sahen alle sehr wild aus. Die Bude, wo die Brüder drin pennten (schliefen) war eine einfache Holzbaracke. Auf der Erde lagen Zementsäcke und 1½ m hoch an der Wand waren Leisten

und Bretter darüber zu schlafen. Oben unter dem Dach hingen getrocknete Fische an Bindfäden. Dat war da 'n Gestank in der Bude! Ik dachte so gleich bei mir: da bleibst du nicht lange. -- Um 6 Uhr wurde ik am Morgen geweckt und musste Sand durchsieben. Bis so um Mittag habe ik auch gearbeitet dann zog ik ab, denn ik hatte keine Lust mehr zu arbeiten.

Der Weg, der war jetzt schlimmer, weil die Berge größer wurden und ik 'ne Menge Tunnels passieren musste. Auf den Stationen war jetzt immer Militär. Durch 3 kleine Tunnels war ik schon durch, ohne dat mich ein Posten kitschte. Beim vierten war vorne auch keiner. Als ik aber nach 'ner halben Stunde hinten rauskam, war da 'n Soldat, der mich mit zur nächsten Bahnwache nahm. Da wurde ik zur Rede gestellt und nach dem Pass gefragt. Ik hatte keinen und musste 2 Tage dableiben. In der nächsten Nacht bin ik dann ausgerückt. Dat war nicht schwer, denn die Kerls passten nicht auf.

Am 5. Juli war ik aus dem Gebirge raus und hatte während der Zeit bei den Soldaten gefuttert und bekam auch immer wat zu rauchen. Längs der Bahn floss ein Fluss, der ziemlich breit war. Weil es am Tage heiß war, „benutzte ik die Gelegenheit", und badete drin. Seife hatte ik zwar nicht, aber es ging auch so.

Mal wollte ik wieder baden, weil dat Wasser so schön klar aussah. Als ik aber so in die Mitte kam, da kriegte mich die Strömung zu fassen und trieb mich 'n ganzes Ende weiter runter. Da war dicke Luft. Bei dat Rangeln ans Ufer wär mir beinah die Puste ausgegangen. – Als ik nu wieder an Land kam, da musste ik erst meine

Kluft suchen gehen und dat war ne ziemliche Ecke. Doch gerade vor Dunkelwerden fand ik die Kluft und war sehr froh. Denn, wenn mir die einer geklaut hätte, denn war ik ganz im Schneider. Ik nahm mich denn vor, nicht wieder so tief reinzugehen. -- Die Nacht konnte ik in meiner Schwellenbude kaum schlafen, son Kohldampf hatt ik. Ein Haus war nicht zu sehen, wo ik hätte rein gehen können wegen wat zu essen. Doch weiter zu tigeln war ik aber zu müde.

Den nächsten Morgen wurde ik wach von lauten Krach nebbei. Ik peilte durch ein Loch; da standen 6 Soldaten und ein Haufen Chinesen, auf Befehl von den Soldaten mußt ik aus meiner Villa raus. Ik war noch ganz verpennt, wie die mich festnahmen und an mir rumsuchten. Einer von den Brüdern wollte mein schönes Brotmesser klauen, wie ik aber zeigte, dat ik es zum Brotschneiden brauchte, da rückte er es wieder raus. Wat Verdächtiges konnten die Kerls nicht bei mir finden, und sie ließen mich denn auch bald wieder los. Dat war jetzt ne schauderhafte Gegend. Kein Haus zu sehen und ein Kohldampf zum verrecken. Einen Chinesen sah ik an der Bahn sitzen und fragte gleich vor wegen „Schifala", [wohl Essen?]. Der hatte aber auch nix. Komisch war, dat der Kerl dachte, ik wär sein Landsmann. Wegen meiner Kluft war dat schon möglich. Die Jacke war ramponiert, die Haare waren wild durcheinander, weil ik keinen Kamm mithatte, und die Stiebel waren fast bloß noch Löcher. Ik ließ ihn ruhig denken, wat er wollte, und machte so, als wenn ik alles verstand, wat er da zusabbelte. Verstanden habe ik aber bloß wie er „Tabakko" sagte. Ik hielt ihm meine Pfeife hin; aber dat war auch Essig. Er hatte wohl welchen von mir

gewollt. – Zum Glück kriegte ik abends von Soldaten noch wat zu stauchen. –

Den nächsten Tag bin ik immer weiter die Bahn längs getigelt. So um Mittags sah ik, [illegible], wie Rauch aus der Erde kam. Erst dacht' ik, dat sind Köhler. Ik ging dicht heran und peilte die Lage aus. Da war ein Erdhügel und hinten sone Strohwand als Eingang. Von innen war die Bude ganz schwarz und bloß ne alte Tante drin. In der Mitte stand ein großer Wasserkessel. Weil ik nu Durst hatte, hab ik die Olsche angehauen wegen Wasser. Die machte aber erst langen Krach und wollte nichts rausrücken, und wie ik mir mit der Mütze selbst wat nehmen wollte, da schrie sie mit einmal laut los. Dat hatten die Kerls draußen gehört und 4 oder 5 kamen durch den Eingang. Nun war wieder dicke Luft. Raus konnte ik nicht. Die Chinesen fingen jetzt alle an zu schimpfen und zu drohen. Aber bangemachen is nich. Wie der eine auf mich los kam und den Arm hoch hob, da kriegte ik in der Tasche meinen Zacharias (Messer) zu packen, und hielt ihn denn unter die Nase. Dat half. Die Kerls zogen sich zurück und wurden mit einmal ganz freundlich. Der eine sagte zu der Olschen wat auf Chinesisch, die ließ mich trinken und auch zu essen kriegte ik etwas. Da schlafen, wie die Brüder dat wollten, tat ik aber doch nicht. Wer weiß, wat die mit mir gemacht hätten. – Ik paßte schon so immer auf und hatte mich an die Wand gestellt, weil die Kerls so tückisch um mich herumkrochen. -- Ik zog denn auch bald wieder am Draht und baute meine Bude bei Mutter Grün.

Den ganzen nächsten Tag hatt ik nichts zu stauchen,

wie 'n Stück Schwarzenbrot, dat ik von der ollen Tante noch mitgekriegt hatte. Abends gab's glatten Regen, dat ik froh war, wie 'n Dorf mit 'ner Station in Sicht kam. Und wie ik den Stationsvorsteher anschaute, wegen wat zu tauschen, da antwortete der mir gleich deutsch, und nahm mich mit in seine Wohnung. Dat war mal 'n feines Haus. Er machte mich auch gleich mit der Ollschen und seinen Kindern bekannt und gab mir ordentlich wat zu essen. Zum Schlafen konnt ik auch dableiben und da war ik ordentlich froh darüber, weil ik doch schon so lange in keinem Bett mehr geschlafen hatte.

Vier Tage blieb ich bei den netten Leuten. Dat war 'ne feine Zeit, immer gut zu essen und abends im richtiggehenden Bett schlafen. Zum Abendbrot gab dat immer noch 'nen großen Topp dicke Milch und dat schmeckt auch ja sehr schön, aber mein Magen der streikte. Mal saßen wir wieder im „gemütlichen Familienkreis" auch mit der Ollschen und den Kindern, er spielte gerade auf seine Art Laute. Da sprang ik mit einmal hoch und raste raus, dat die gar nicht wußten, wat los war. Hernach, wie ik erzählte, dat ik von der Milch immer 'nen Durchfall kriegte, da fingen die alle furchtbar an zu lachen. – Wie ik also schon 4 Tage da war, fragte mich der Alte, ob ik mit der Maschine mitfahren wollte, nach Harbin. (Ik hatte ihm nämlich erzählt, dat ik da hin wollte.) Den Abend fuhr gerade ein leerer Personenzug ab und mit dem Führer davon hatte er gesprochen. Und der Führer, der kam auch noch selber. Dat war 'n ganz Dicker. Na, ik war also froh, dat ik nicht mehr tippeln brauchte, und sagte ja. Ik bedankte mich noch schön bei der Familie und dann fuhren wir abends ab.

Die Nacht über pennte ik im Zug und wie ik morgens

aufwachte, da war dat schon auf dem Bahnhof in Harbin. Der Dicke hatte mich wohl vergessen. Dat war nu aber faul, weil ik kein Billet hatte. Da standen aber 'ne Menge Züge, und ik konnte mich so beiseite und hintenrum rausdrücken. Da mußte ik das deutsche Konsulat suchen. Dat war auch ganz nah bei, aber ik war in falscher Richtung losgegangen. Ik tippelte dann immer die Straße längs und zuletzt da kam ik an den Fluß Sungari. Beinah hätte mich der Soldat da gekascht, wie ik über die Brücke rübber wollte; aber ik bin ihm dann noch „wacker entschlüpft". Da konnt ik also nicht rübber und bin dann wieder retourgetigert, bis ik vor dem einen Haus 'ne deutsche Fahne sah. Da dachte ik gleich: Dat muß det Konsulat sein. Vorne vor dem Haus stand ein Chinesenposten mit 'ner alten Knarre aus dem 16. Jahrhundert und der ließ mich dann rein. Da war 'ne Art Sekretär oder so wat ähnliches und fragte gleich: „Sie wünschen?" Dabei kiekte er mich so an... dem kamen die Augen beinah aus dem Hals raus. Er muß sich wohl was Schönes von mir gedacht haben. „Zeigen Sie Ihre Papiere her," kommandierte er dann. „Na, ik erzählte ihm dann den ganzen Laden, dat ik bloß meinen Heuerschein von der Markomannia hatte...
„Das genügt nicht!" meinte er da, „Sie können ja ebenso gut ein Engländer oder Russe sein. Wo sind Sie denn eigentlich geboren?" Da erzählte ik ihm nu von Essen, von meiner Heimatstadt und da mußte er ja denn schon anbeißen. Er war dann 'ne ganze Weile beim Konsul drin und hat dem dat wohl alles erzählt. Wie er wieder rauskam, drückte er mir 1 Rubel in die Hand und schickte mich mit den Bog zu 'ner deutschen Firma wegen Arbeit.

der Chef von dem Konzern, dat war ne Olsche, die hukte (hinkte), Arbeit hatte sie aber keine. – Wie ik dann wieder zurückkam zum Konsul, da gab er mir noch 1 Rubel, und sagte, ik sollte morgen wiederkommen. Ik zog also am Strand nach einer Wirtschaft dicht bei, wo ik wat zum Rauchen im Fenster gesehen hatte. Da bestellte ik mir Brot und Wurst und Tee und machte Gutleben. Dat der Ausschank sehr fein war, kann ik nicht behaupten. Soldaten und alle möglichen andern Individiums die saßen da, und soffen die großen Schnaps=gläser immer auf einen Zug weg. Und der Wirt, dat war ein ganz gerissener Gauner. Wie ik nu auch mal versuchte, den Schnaps so auf einen Zug runterzuschieben, da brannte mir das Zeug die ganze Kehle aus. – Ik bummelte dann noch die Straßen längs und kaufte mir einen Kamm und Spiegel, dat tat auch not, ik sah schlimm aus. Dat Zeug, dat wusch ik im Fluß und machte überhaupt „Toilette"; bloß die Löcher in den Stie=beln, die waren nicht wegzukriegen.

Abends ging ik ne Schlafstelle suchen. Ik wollte schon ins Metropol-Hotel, aber dat war mir doch zu teuer und meine Kluft auch zu schlecht. Wie ik dann so durch die Stadt gestreunt bin, da war da son freier Platz mit allerhand Balken und Fässer drauf und dazwischen ne kleine Holzbude, so ungefähr wie ne Hundehütte. Da wohn=ten Chinesen drin und wie ik denen einen 40 Kopeken zeigte, da wollten sie mich also mitschlafen lassen. Zwan=zig Kopeken waren auch genug, aber ik hatte nun mal 40 gesagt und ik hab dann jeden Abend dasselbe Geld be=zahlt.

Schön war die Bude nicht, aber schön dreckig. Der Boden war einfach Erde und in einer Ecke waren ein paar Bretter, wo die Brüder drauf schliefen. Da packte ik mich dann auch hin und wunderte mich bloß, wie die Kerls so ne Art Spritzen rausholten. Die hatten nämlich so wat ähnliches wie Pickels oder Pocken und spritzten sich abends immer erst weißes Pulver, wat sie erst flüssig machten, in die Pickels rein. Dat war mir nun auch eklig, aber ik wußte nicht, wo ik sonst hin sollte. In der Stadt kannte ik keinen und der Konsul wollte mich nicht auf seinem Heuboden schlafen lassen, wo ik ihn doch drum ge=beten hatte. Ik hätte mir in der Bude wohl wat wegholen können, aber dat is ja nun so: Unkraut vergeht nicht. – Dat ging dann so 8 Tage weiter. Der Konsul schickte mich überall rum wegen Arbeit, aber die gabs nicht. An einem Vormittag, wo ik wieder mal im Sungari gebadet hatte, da haben mir die verdammten Chinesen dann noch meine kaputtigen Stiebel geklaut, dat ik barfuß zum Konsul mußte. Der wollte mir aber keine neuen geben. Ik ging dann zu seinem Chinesenkoch, der konnte ne paar Worte deutsch. Dem sagte ik dann, er könnte ein gutes Werk tun, wenn er nen paar alte Schuhe hätte, und von dem kriegte ik auch welche. Dat waren nur bloß Chinesenschuhe, aber ik war also froh, dat ik die hatte.

Der Konsul, der wollte aber nicht so recht an=beißen. Bloß wie ik ihm dann sagte, wenn er mir nicht weiterhelfen wollte, dann werd ik einfach nach Deutsch=land weitertippeln, da sagte er mit einmal, ik sollte nach Tsingtau abfahren. – Na – und weil ik doch auch

Scharnhorst mein Schwager hatte, da sagte ik ja. Der Konsul gab mir noch 5 Rubel. Der hatte wohl Angst, dat ik wieder ausbüxen könnte. Mein Billet dat gab er nämlich dem Boy und der mußte mit auf die Bahn und aufpassen, dat ik auch wirklich abfuhr. Dat ging doch so verdammt viel besser wie dat Tippeln.

Einen Tag blieb ik noch in Changchung liegen, weil ik den Zug verpaßt hatte und nach 3 Tagen waren wir denn in Dalny. Da gab ik denn noch die beiden Briefe ab, die mir der Konsul mitgegeben hatte, einen an die Agentur von der Hapag und einen an den Kaptain von der Longmoon. Den Tag über strömte ik denn noch so am Hafen rum und abends ging ik an Bord. Abfahren taten wir aber erst nach 5 Tagen.

Der Kaptain von der Longmoon, dat war ein alter [illegible]. Der hielt mir ne lange Standpauke von wegen ausbüxen und so --- aber ein guter Kerl war er doch und ik hab mich nachher schön bedankt bei ihm. Als ik an Bord kam, da meinte er: „Mensch, wie sehen Sie bloß aus, dat is ja schlimm!" und dann schnauzte er noch son bißchen. Wie ik dann aber nach der Pauke runterkam, da hatte er mir schon Zeug rausgesucht: einen blauen Anzug und einen weißen und zwei Hemden und ein Paar weiße Schuhe, alles feine Sachen. Die zog ik mir denn an, und wie ik wieder an Deck kam, da sah ik direkt wie 'n Gentleman aus mit dem feinen Hemd und dem Kragen und dem blauen Anzug. Und Zigaretten und Geld drückte mir der Kaptain auch noch in die Hand, dat ik wat hätte zum Anlandgehen. Mittags war ik direkt platt. Da kommt mit einmal ein Boy durch die Tür, mit zwei

Tellern und Suppe und Braten und alles so was. Da konnt ik mich wieder mal richtiggehend vollstauchen. Und nachmittags kam der Boy wieder mit feinem Kuchen und Butter und Kaffee mit Milch, wat ik doch alles schon gar nicht mehr konnte. Wie ik dem Kaptain so nachher meinen ganzen Laden erzählt habe, dat die alten Knochen, die Heizer, auf der Markomannia immer Krakehl mit mir angefangen hätten und da es doch auch meine erste Reise war und so..., da meinte er denn; dat könnte ja gewiß alles mal vorkommen und im jugendlichen Leichtsinn da täte man wohl mal so was, jetzt müßte dat aber anders werden und wat er sonst noch so alles sagte. Dat war wirklich ein feiner Kerl der Kaptain, an den denke ik immer noch gerne. Ik fragte ihn dann, ob ik die Fahrt nicht abarbeiten könnte, da brüllte er aber gleich: „Mensch, Sie sind wohl verrückt geworden, dazu sind meine Chinesen da. Daraus wird nichts!" Na, und dat war mir ja auch ganz recht so. Ik glaube, ik hab ihm denn weiter auch keinen Kummer gemacht.

Wie wir denn in Tsingtau einliefen, lag da gerade die „Emden". Ik dachte mir gleich: da gehst du rauf. Ik bedankte mich nochmals bei dem Kaptain von der Longmoon und ging denn auch gleich rübber. Auf der „Emden" war ik 5 Tage und während dessen telegraphierten die nach Hause, ob dat stimmte, wat ik dem Leutnant da erzählt hatte. Papiere hatte ik doch nicht; bloß den ollen Heuerschein von der Markomannia. – Na, mit der Antwort dat stimmte denn auch, aber wo der Arzt mich untersucht hatte, da sagte er: „Ich kann Sie nicht einstellen. Sie sind zur Zeit untauglich." -- Dat war ja nun sehr

schade, weil ik wieder runter mußte. Auf der Polizei kriegte ik denn eine Schlafstelle. Da hatt ik bis zum 28. Juli für über ne Woche ein feines Leben. Ik konnte in ner Wirtschaft nebenan jeden Tag essen und brauchte mich um nichts zu kümmern.

Mal, wie ik wieder so beim Hafen rumbummelte, da kommt gerade die Albenga an. Wie ik mich da meldete, dat klappte, die brauchten nämlich gerade einen. Auf der Albenga fuhr ik denn den Yangtse rauf bis Hankau. Wie wir da einliefen, da war's Krieg und wir mußten alle aufs Konsulat zur Untersuchung. Zu mir sagte der Arzt, dat er mich nicht brauchen könnte. Bloß wie ik ihm sagte, ik möchte doch gerne als Freiwilliger mit, da meinte er „Na, dann gehen Sie man mit."

Auf der Fahrt nach Tsingtau da war noch wat gefällig. Also und wat da denn los war, dat wissen Sie ja wohl alleine.

H. E.

Kaisergeburtstagsfeier in Kokaido.

Die Kaisergeburtstagsfeier begann nachmittags 4 Uhr. Die Kompagnie versammelte sich auf dem unteren Gangflur. Die Japaner hatten verhindert, daß die Herren Offiziere der Kompagnie, wie bisher, gemeinsam mit derselben die Feier begingen; daß sie doch zu ihr redeten, das konnten sie freilich nicht verhindern. Der in Nr. 4 wiedergegebene Prolog von Gefr. Wegener vorzüglich gesprochen, gab der Feier das Gepräge und verlieh den Gedanken,

die uns alle in dieser Zeit des Herzens bewegen, unmittelbaren Ausdruck. Die festlichfrohe, zuversichtliche Musik des „Meistersinger"-Vorspiels, von Gefr. Katzenstein (Klavier) und Bärwald (Geige) gespielt, leitete den Prolog ein. Unmittelbar nach demselben ergriff der Lagerälteste Herr Vzfw. d. R. Kleemann das Wort zum Kaiserhoch. Wir zur Marine Gehörenden, so führte er aus, feiern mit doppeltem Stolze des Kaisers Fest. Die Flotte gehört zum Kaiser, und der Kaiser zur Flotte. Er hat sie gewollt, sie ist sein eigenstes Werk. Ihre Leistungen, ihre heldenhaften Taten haben gezeigt, was sie kann. Die Flotte ist noch jung; auch ihre Grenzen traten im Kriege zutage: sie bedarf zahlreicherer und stärkerer Stützpunkte in allen Erdteilen, und dies wiederum erfordert, daß sie selbst stärker sei. Nur ein einiges, zielbewußtes Volk kann, im Bunde mit dem Herrscher, solche Flotte schaffen. Wunsch und Gelöbnis liege in unserem Rufe. Das Kaiserhoch erklang, gefolgt von der Kaiserhymne. Zwei ausgezeichnete musikalische Darbietungen schlossen sich an: das Preislied aus den „Meistersingern" von Gefr. Wegener gesungen und von Untffz. d. R. Ozber begleitet, und Liszt's 2. Ungarische Rhapsodie, gespielt von den Gefr. Eggebrecht und Katzenstein. Von Untffz. d. R. E. Arps kraftvoll vorgetragen folgte Schenkendorfs „Wie mir deine Freuden winken", ein Gedicht, das nach einem Jahrhundert bis in Einzelheiten dem Heute entsprach. Zu „Deutschland, Deutschland über alles" klang die würdige Feier – deren Veranstaltung im einzelnen Herr Vzfw. d. R. Barghoorn übernommen hatte – aus.

Nach dem Abendessen überraschte uns, die wir um das Theaterverbot der Lagerbehörde wußten, eine reizende

Aufführung von etwa einer Stunde Dauer. Schon das Plakat, das Herr Vzfw. d. R. Höller launig entwarf, war ein kleines Meisterstück. War auch das Stück „Kleptomanie", das übrigens sein Thema feinsinnig und mit aller Komik naiver Überraschung aufbaut und durchführt, nicht viel wert, so erheiterten umso mehr die Personen und ihr Spiel. Gefr. H. Schäfer gab naturgetreu den reizenden Backfisch Lily, und Gefr. Kahle den gewandten Verliebten-Verlobten Dr. med. Frisch. Gefr. Engel war einfach vortrefflich als Lilys bejahrte, besorgt-argwöhnische Mutter mit den reichen Erfahrungen, und Gefr. Steinhausen als kon-[illegible] und schwer gelehrter Prof. Dr. Lebrecht Büchner, der ganz in seinen Büchern lebt, und unvergeßlicher Weise als Lesezeichen alle möglichen Dinge in seine Bücher legt, wodurch die nichtsahnende Gattin auf die Idee kommt, ihr künftiger Schwiegersohn leide an der schrecklichen und so schwer aussprechbaren Krankheit, der Kleptomanie. Wie dann ein Diebstahl auf den andern folgt, wie Assessor Hastig (wie üblich famos Gefr. Wagner) von außen her den Verdacht in die Familie trägt, wie die Stütze der Hausfrau, die 24 Jahre bei Büchners dient, schweren Herzens unter Tränen kündigt (einzigartig von Uffz. d. R. Freese gespielt,) wie sie selbst eine große Vase zum Sturz bringt, so daß sie – man denke: im Kokaido – in Trümmer geht, wie dieselbe verschwinden gemacht wird, neuen Verdacht erregt, bis Frau Prof. entsetzt in ihrer Idee steht und Herr Prof. beschließt, und der Bräutigam geschafft wird, und wie dann die schreckliche Klarheit Schritt vor Schritt vordringt, Assessor Hastig die Gerichtsszene ankündigt, und aus allem eine

komisch furchtbare Familienkatastrophe wird, und „Carline!" sich mit zerschmetternder Tragik aus Lebrechts Zügen löst – das alles mit seinen vielen Einzelheiten, die besonders gut gelangen, und dem natürlichen Schluß – sie kriegen sich – ließ das Publikum überhaupt nicht aus dem Lachen kommen. Dank den Schauspielern und allen Beteiligten! Dank auch der Schrammelkapelle, die als ständige und eben durchaus selbstverständliche, jedesmal neu zu begrüßende Erscheinung das Schauspiel einleitete und mit dem [illegible] abschloß, bei dem alles herzhaft mitsang.

R. Scriptor.

Kaisergeburtstagsfeier in Dairinji.

Was der diesjährigen Kaisergeburtstagsfeier ihren eigenen Reiz verlieh, das waren die hemmenden Verbote unseres H.K. Sie ermöglichten uns eine Feier ungestört durch japanische Kontrolle. Im Anfang allerdings sollte sie nicht ganz klappen. Als wir früh morgens kurz vor dem Appell aus eigenem Antriebe und darum mit sonst ungewohnter Pünktlichkeit auf dem Hofe antraten und der Lagerälteste in kurzen Worten ein dreimaliges Hurra auf S. M. den Kaiser ausbrachte, da stürzte ein Mann von der Wache, im Glauben, daß wir zu dem gewöhnlichen Morgenappell antreten wollten, vor die Front und fing, während der Lagerälteste sprach, eifrig an die Rotten abzuzählen. Gerade als er vor der Mitte angekommen war, war die Ansprache zu Ende und das donnernde Hurra erschütterte den Wackeren so, daß er angedonnert im nahen

Einer des Wortes mit offenem Munde stehen blieb, um dann unter dem allgemeinen Gelächter stillschweigend zu verschwinden. Und so heiter, wie die Kaisergeburtstags-feier begonnen hatte, so fröhlich entwickelte sie sich auch weiter. Nach frühzeitig eingenommenem Festessen versammelte sich das Lager fast vollzählig um 4.30 Uhr in der zum Festsaal mit Bühne und 3 Reihen weißgedeckter Tische hergerichteten Stube 6, während die Musik auf der benachbarten Stube 5 untergebracht war. Das Präsidium, das wiederum wie schon Neujahr in den bewährten Händen des Uffz. Wunderlich lag, eröffnete die Festfeier mit einer Ansprache, die wegen der Nähe der Zensur freilich nicht in ein Hurra ausklingen durfte. Dafür sangen wir aber wenigstens die Nationalhymne. Und dann folgte eine solche Fülle von Vorführungen, daß die Zeit bis 8 Uhr gerade hinreichte, und kaum eine Kurzpause eingelegt werden konnte, in der belegte Brötchen herumgereicht wurden. Unsere Küche kann sich solche Extravaganzen erlauben! Ein patriotisches Lied, von dem eigens zu diesem Zweck begründeten Chor vorgetragen, leitete die Reihe der Vorführungen ein. Ihm reihten sich humoristische Aufführungen und Vorträge in bunter Folge an. Ein Trio besang die Vorzüge der Marmelade, Couplets wechselten mit Vorträgen aus Busch und Rideamus. Alles war schon in bester Stimmung, als plötzlich jemand hereinstürzte mit dem Rufe: „Der Maikäfer kommt!" Allgemeiner Tumult, Rufe: „Nun ist doch nichts mehr zu ändern; sitzen bleiben!" und „Lampen auf der Bühne aus!" Es stürzt auch jemand auf die Bühne, dreht eine Lampe aus, wendet sich um, um auch die zweite auszudrehen, sieht dabei hinter den

Vorhang, stutzt und geht dann mit einem unausgesprochenen „Aha" in den Mienen stillschweigend, ohne sein Werk zu vollenden, wieder auf seinen Platz. Und dann kam der Maikäfer, aber auf der Bühne! und nach längerem Hinsehen erkannte man in ihm trotz des mangelnden Vollbartes und trotz der tadellosen japanischen Uniform unseren Vizefeldwebel Blunk. Nun war die Stimmung auf dem Höhepunkt, und der dem Maikäfer folgende Sänger, der in Schnadahüpferln die Tugenden und Untugenden der Lagergenossen besang, seinen Gesang selbst begleitend auf einer 1½ m langen Bambusflöte, wurde immer wieder durch Lachsalven unterbrochen. Nicht weniger wirkte ein kleiner Charakter: „Die Einquartierung" und das Auftreten einer Tänzerin in wirklich tadellosem Kostüm, bei dem die riesige Größe des straußenfedergeschmückten Hutes für das entschädigen mußte, was dem Röckchen an Länge abging. Jedenfalls wirkte sie fast wie eine echte Tänzerin. Als es 9 Uhr blies und die Wogen der Festlust nur langsam und widerstrebend verebbten, da wurden Betten und die sonstigen Möbel wieder in den Festsaal hineingeschleppt und zwar unter Aufsicht unseres guten Oberleutnant G., der dem Dolmetscher versicherte, er könne es sehr wohl verstehen, daß wir Kaisers Geburtstag feiern und nicht schon um 9 Uhr ins Bett gehen wollten, jedoch der M.K.!! Er fand denn auch mit Hilfe dieser freundlichen Ermahnung die Mehrzahl gegen 10 Uhr ins Bett. Alle aber waren wir sehr befriedigt von der Kaisersgeburtstagsfeier, die wieder einmal eine Auffrischung in unser eintöniges Leben gebracht hatte.

K.